

Zeitschrift für ökologische, soziale und wirtschaftliche Zusammenhänge

... Landschaft des Landes, Landschaft des Geistes ...



Wortzusammenstellung und Grafik: Nikola Patzel

<b>Berichte vom Mösberg.</b> Nikola Patzel und Jakob Weiss	3	<b>Wie entstehen ProsumentInnen?</b> Tina Siegenthaler	14
<b>Höhengemüse und Lebenshilfe.</b> Anton Kuchler	4	<b>«... und machet euch die Erde untertan ...»</b> Lukas Schwyn	16
<b>Biohof Heimenhaus.</b> Kathy Hänni	5	<b>Weltweit ab Hof. Von den Spannungsfeldern fairen Handels.</b> Sandra Dütschler	18
<b>Städtischer Landbau?</b> Tilla Künzli	6	<b>Wie Sprache unseren Sinn für Landschaft prägt.</b> Flurina Wartmann	20
<b>Workshop zu Arbeiten mit Pferden.</b> Wendy Peter	7	<b>Mensch sein im Ganzen der Schöpfung.</b> Kurt Zaugg-Ott	22
<b>Lokales Holz verwenden.</b> Wendy Peter	8	<b>Welchen Zucker braucht die Schweiz?</b> Max Eichenberger	23
<b>Die Welt dreissig Kilometer hinter Genf.</b> Bettina Dytrich	10	<b>Gibt der Boden noch Halt?</b> Jakob Weiss	26
<b>Brief einer Milchbäuerin.</b> Monika Hopper	12		



**Was Menschen wichtig ist, bekommt gerne einen Namen und Geschichten drum herum.** So auch in diesem Heft. Aus den Referaten der Möschberg-Gespräche sind kleine Texte geworden, Kurzgeschichten von Lebensformen und Landwirtschaft. Daran anschliessend schreibt Bettina Dytrich über den Schriftsteller John Berger, der aus dem Leben von Berglern, und als sie dann in die Stadt kamen, erzählte. Aus gegenwärtiger Not heraus geschrieben hat die Milchbäuerin Monika Hopper einen Aufschrei unter der Herrschaft des Marktes. Wir drucken ihren Brief ab. Andere Bauern rufen und schreiben nicht mehr, sie bringen sich um (Artikel von Jakob Weiss).

Zur Süsse des Lebens: In der letzten Nummer hatten wir es von der Schokolade. Diesmal geht es um Zucker. Max Eichenberger erklärt uns, wie Zucker entsteht und warum eine andere Schweizer Zuckerpolitik für Mensch und Boden merklich besser wäre. Dazu passt auch der Beitrag von Sandra Dütschler, die über den realen Alltag fairen Fernhandels berichtet.

Zurück zur Sprache: Ganz besonders haben es die reformierten Kirchen mit dem Wort, denn dieses sei ja am Anfang gewesen. So haben wir zweien Theologen in diesem Heft Raum gegeben, die Worte «machtet Euch die Erde untertan» zu deuten und uns damit und darüber hinaus ihr Bild vom Menschen in der Schöpfung zu zeigen (Lukas Schwyn und Kurt Zaugg-Ott). Und schliesslich, was uns zum Titelbild dieser Ausgabe anregte: Flurina Wartmanns Artikel: «Wie Sprache unseren Sinn für Landschaft prägt.» ●

*Nikola Pajel*



**An dieser Stelle auch einige Worte aus der Geschäftsstelle.** Wir haben im Jahr 2016 einiges für die Mitgliederwerbung getan. An fünf Bio-Anlässen wurde durch Vorstandsmitglieder, den Geschäftsleiter und das Redaktionsteam von Kultur und Politik für unseren Verein geworben. Dabei sind wir um 41 Neumitglieder gewachsen. Dies auch dank der LeserInnenschaft von Kultur und Politik, die uns neue AbonnentInnen vermittelte.

Vielen Dank allen, die mitgemacht haben und weiterhin mitmachen. Uns ist es ein Anliegen, Kultur und Politik möglichst unter die interessierten Menschen zu bringen, dafür hoffen wir weiterhin auf Ihre Treue wie auch die kritische Begleitung unserer Zeitschrift.

Unter den vielen Empfehlungen hat Glücksgöttin Fortuna für Stefan Hotz (Esslingen) entschieden. Herzliche Gratulation. Der Hauptpreis ist ein Treffen mit der Redaktionskommission, welches in Olten stattfinden wird (inkl. Zmittag im Bioland Olten). ●

*I. von Riedel*

Das **Bioforum Schweiz** ist einer nachhaltigen Landwirtschaft verpflichtet. Im Biolandbau sehen wir die zukunftsfähigste Form von Landbewirtschaftung. Dafür müssen viele Menschen und Initiativen zusammenspannen! Auch Sie können uns unterstützen mit einer Spende, einer Schenkung, einem Legat, einer Erbschaft.

Konto Schweiz: PC 30-3638-2, Bio-Forum Möschberg / Schweiz, 3506 Grosshöchstetten

Konto Deutschland: Sparkasse Ulm, Konto-Nr.: 83 254, Bio-Forum Möschberg. IBAN DE56 6305 0000 0000 0832 54, BIC-Code SOLADES1ULM

## Berichte vom Mösberg

Rückblick ...

**Nikola Patzel.** «Ein köstliches Durcheinander in unseren Herzen» könne zu köstlicher Vielfalt und kostbarem Miteinander führen: Bioforum-Präsident Martin Köchli eröffnete die beiden diesjährigen Tage auf dem Mösberg mit Bezug auf Teresa von Avila, die die «vielen Gemächer der Seele» gelobt hatte, mit einem Lob der Vielfalt. Jakob Weiss kam einleitend auf die Mösberg-Erklärung zurück und sagte: «Was mich immer wieder erstaunt und bedrückt, ist, dass durch diese Papiere keine Forderung, keine Veränderung und keine Explosion ausgelöst worden ist.»

Von den 35 Teilnehmern waren wenige alte «Mösberger» und viele neue junge.

Die Themen der Kleingruppen waren «Gleiche Arbeit, gleicher Ertrag auf 10% der Anbaufläche?» (Anton Kuchler), «Vernetzung leben» (Tilla Künzli), «Wie Permakultur in der schweizerischen Landwirtschaft einsetzen?» (Beat Rölli), «Bioforum Höfenetzwerk» (Tobias Brülisauer und Nikola Patzel) und «Positive Energiebilanz dank Arbeit mit Pferden» (Emanuel Schmid).

Die Gruppe Vernetzung erfand den neuen Aphorismus: **«Die Kluftur ist die Kultur, die es braucht, um die Klüften zu umarmen.»** Die Gruppe «Permakultur» tauschte Wissen über Projekte aus. Es gibt auch bereits einen Schweizer Permakultur-Verein ([www.permakultur.ch](http://www.permakultur.ch)). Bei der Vorstellung der Ergebnisse wurde betont: «Permakultur ist keine Anleitung zum Landbau, sondern eine Anregung ans Denken.»

**Das Bioforum will ein eigenes «Höfenetzwerk» gründen:** «Als eine Möglichkeit für alle, die ihren biologischen Landbau tiefer und umfassender verwirklichen wollen.» Es gehe darum, «Unbehagen an der jetzigen Situation des Biolandbaus ernst zu nehmen», den «Energiehaushalt umzusteuern», die «soziale Situation und gesellschaftliche Rolle» der Bäuerinnen und Bauern zu verändern und «die Würde der Pflanzen und Tiere zu achten». Ein erstes Höfenetzwerk-Treffen soll im November stattfinden, die Einladung wird im K+P stehen. – Ausführliche Berichte lesen Sie auf den folgenden Seiten. ●

... und aus Distanz betrachtet

**Jakob Weiss.** Das Thema der Mösberg-Gespräche lautete «Intensivierung? Ja, gerne!». Ein häufig gehörtes Wort war dann «Permakultur». Auch das Begriffspaar «Stadt-Land» drängte sich auf und provozierte mit der Frage, wo denn und wie denn diese gedankliche Grenze zwischen scheinbaren Gegensätzen verlaufe. Nicht zuletzt stand bei den Diskussionen die Geschichte der organisch-biologischen Bewegung im Hintergrund, die 2010 zur «Mösberg-Erklärung» führte. Dieses Dokument wird, trotz inhaltlicher Brisanz, bisher wenig beachtet, womit auch die Frage zur wirksamen Umsetzung «unserer Ideen» in der Luft lag.

Drei verschiedene Betriebe, die sich – neben bio – als «intensiv» oder «perma» einschätzen und damit Nachhaltigkeit anstreben, wurden vorgestellt (siehe folgende Seiten). Beim einen steht der soziale Aspekt ganz im Vordergrund, was zu vielfältiger «Vernetzung» führt; beim andern das Schwimmen gegen den Strom herkömmlicher Berufsausübung, was dank «Jobsharing» über die Stadt-Land-Grenze hinweg gelingt; und der dritte praktiziert eine energie- und zeitökonomische Umkehrung der heute gängigen Vorstellungen von Erfolg, was zu einem neuen Verständnis des Wortes «modern» führt. Schliesslich kam auch noch die Stadtsicht auf die Landwirtschaft zur Geltung. Sie ist wichtiger für das Gelingen von Nachhaltigkeit als es viele eingefleischte Bauern gerne hätten.

Diesen guten Beispielen für eine Neugestaltung von Bodenbearbeitung und Lebensmittelezeugung fehlt allen auch etwas! Obwohl das Wirtschaftliche im Moment stimmt und die menschliche Zusammenarbeit befriedigt, sind sie nicht zwingend ein Vorbild. Jeder Betrieb kann vom andern noch lernen. Oder anders gewendet: **Es gibt noch unzählige weitere Möglichkeiten zur Intensivierung oder Permakulturierung!** Allen gemeinsam scheint mir aber die Erkenntnis, dass «bio» allein – als Begriff und als Fähnlein der landwirtschaftlich Aufrechten<sup>1</sup> – nicht mehr genügt. In diesem Zusammenhang erwäh-

nenswert ist die Beobachtung, dass sich einige Biobauern überlegen, zur Demeter-Praxis hinüberzuwechseln, weil sie damit das Besondere guter Landwirtschaft besser zum Ausdruck bringen könnten. Aber auch das genügt nicht. Herausfordernd ist, was in Zukunft über zertifiziertes «bio» hinaus getan werden muss, um tatsächliche Nachhaltigkeit zu erreichen.

Eine Arbeitsgruppe befand, das Fortsetzungsdokument zur Mösberg-Erklärung<sup>2</sup> sei verblüffend gültig, auch wenn das Wort «Permakultur» darin nicht vorkommt. Das agrarische Potential dieser Anbaumethode, ein Mehrfaches an Nahrungsmitteln aus der gleichen Bodenfläche zu gewinnen als üblich, kam an den Gesprächen auch zu kurz. Das hat einen Grund: Permakultur ist äusserst arbeitsintensiv und funktioniert deshalb nicht ohne vorgängige «soziale Intensivierung». Fasst man das Wort sozial weit und denkt dabei an die ganze Gesellschaft, dann kommt auch noch die wirtschaftliche Dimension zum Vorschein: Permakultur muss rentieren. Ein Rentieren allerdings, dass sich nicht an hoher Rendite orientiert, sondern an nachhaltiger Rente – für den Boden, die Tiere und Pflanzen und für die beteiligten Menschen.

**Ob also «Permakultur» oder «ökosoziale Intensivierung», das mit neuen Worten gesuchte Fähnlein muss tief im Boden stecken,** der nachhaltiger als bisher bewirtschaftet werden sollte. Zum Boden oder zu den natürlichen Gegebenheiten hinzu (auch Ökologie oder Biodiversität genannt) kommen die kleinen und grösseren Gemeinschaften, die direkt oder indirekt von ihm leben sowie die Ökonomie, verstanden als die Regelung gesellschaftlichen Zusammenhalts. Diesen drei gedanklichen Ebenen sind die Aspekte Energie, Arbeit und Geld zugeordnet. – Gibt es für diese umfassende Landwirtschaft einen mitreissenden Begriff, der über die Klüfte innerhalb der agrarischen Welt hinweg und auch für Stadt-Seite klar die Richtung vorgibt? Ein erster Schritt hiesse vielleicht «Agri-Kluftur». ●

<sup>1</sup> Gottfried Keller behandelt in der Novelle «Das Fähnlein der sieben Aufrechten» den Einigungsprozess über unterschiedliche Vorstellungen des freiheitlichen Zusammenlebens kurz nach der Schweizer Staatsgründung 1848.

<sup>2</sup> Mösberg-Gespräch 2011: «Von der Erklärung zur Tat – die ökologische Intensivierung», siehe [www.bioforumschweiz.ch](http://www.bioforumschweiz.ch)

## Höhengemüse und Lebenshilfe

Im hintersten Emmental, aber mit Weitblick über die Berner Alpen, liegt der kleine Hof Balmeggberg, ein Kurszentrum mit Jurten und «Permakultur»-Gemüsebau. Anton Küchler erklärte bei seinem Möschberg-Vortrag, was da los ist.<sup>1</sup>

Er nennt sich «Diplom-Permakultur-Designer», hat «Weichen stellen, das Büro für Nachhaltigkeit» gegründet, beherbergt jeden Sommer zwanzig Praktikanten und hunderte Gästen, die in Jurten neben dem eigenen Emmentaler Bauernhaus hausen, und nennt das «kleinbäuerliche Permakultur auf dem Balmeggberg»: **Anton Küchler**, studierter Umweltnaturwissenschaftler (ETH Zürich). Es sind drei Hektaren Offenland und drei Hektaren Wald. Permanenter Wohnplatz für



Der Balmeggberg

Foto: Anton Küchler

sechs Erwachsene und zwei Kinder, **im Laufe der letzten 12 Jahre wurde dieses Ökosoziotop aufgebaut.** Damit alles gut läuft, helfen «bis zu 5 Praktikanten. Wir sind aber rechtlich gesehen kein Landwirtschaftsbetrieb, nicht direktzahlungsberechtigt, und niemand von uns ist Bauer oder Gärtner.» Küchler erklärt: «Der Output an Lebensmitteln und Energie ist nicht das, wovon wir dort oben materiell abhängig sind.» Dennoch mache es Sinn, die 600 Quadratmeter Gemüsegarten zu bewirtschaften, etwa zwei Tonnen Gemüse, Beeren, Obst und Pilze im Jahr zu ernten und dazu sechs Schafe und einige Hühner und Enten zu halten. «Alle Beteiligten arbeiten auch auswärts und verdienen so zwei Drittel ihres Budgets.»

«**Den höchsten Ertrag erzielen wir mit der Beherbergung der Gäste. Sie schätzen die Ruhe, das Leben mit der Natur und das Essen aus dem Garten.**» Sie machen Kurse, wie man «Selbstversorgung mit Lebensmitteln in der Permakultur» erreicht, «Kohle machen» kann (für den Garten), «Körbe flicht», «Bögen baut» – oder auch eine «yogische

Selbst-Entdeckungs-Reise» macht. 700 Übernachtungen kommen dabei von Mai-September zusammen, die Gäste zahlen 80 Fr. pro Tag für Kost und Logis, welches die Praktikanten für ihre Arbeit gestellt bekommen.

«Permakultur ist eine weltweite Bewegung und wir versuchen hier, ihre Prinzipien in die Tat umzusetzen. Viele Menschen kommen aus Interesse an einem anderen Lebensmodell zu uns, bevor sie schauen, wie es bei ihnen weitergeht. Das ist schön, es **gibt uns das Gefühl, Teil einer Bewegung zu sein.** Gleichzeitig kann es auch zu einer Belastung werden und wir freuen uns auch über die ruhigere Winterzeit.»

Als Trägerschaft für den Betrieb haben wir einen Verein gegründet, der das Haus mietet, das meine Partnerin und ich hatten kaufen können. «Wir machen alles von Hand, haben nur einen kleinen Einachser für Transporte auf dem Hof. Treibstoff braucht es fürs Auto, um Menschen und Dinge zu transportieren. Zu Fuss vom Dorf hoch braucht man 30-40 Minuten, runter geht es ein bisschen schneller.» Aus Eigenanbau stammen rund die Hälfte der Lebensmittel und zwei Drittel der Energie. Weiteres wie Milch, Getreide oder Strom stammt zu einem grossen Teil von Betrieben aus der Nachbarschaft oder der Region. Rund 1300 E-Mail-Abonnenten lassen sich regelmässig informieren, was auf dem Balmeggberg läuft. Dieser Hof ist aber nicht nur ein Kurszentrum für Lebenshilfe und traditionelle Kulturtechniken, die Bewohner sind auch interessiert an alternativer Ernährung. «**Wir experimentieren mit der Kultur von essbaren Insekten** auf unseren ausgedienten Pilzhölzern. Zwei Milliarden Menschen auf der Welt essen regelmässig Insekten – wieso sollten wir es nicht auch tun?» Auf [skyfood.ch](http://skyfood.ch) oder [beezza.ch](http://beezza.ch) (über das Kochen und Backen mit den Maden und Puppen männlicher Honigbienen) kann man dazu mehr erfahren.

Etwas gewöhnlicher sind da noch die Pilze. «Wir haben uns gefragt: Was kann man mit dem Holz machen, das als Brennholz nur wenig Wertschöpfung bringt? Pilze! Aus einem beimpften Holzrugel können wir während

3-5 Jahren jedes Jahr ein Kilo Pilze ernten. Wir verkaufen die beimpften Hölzer, etwa 400 Stück à 25 Fr., das ergibt 10'000 Fr. Umsatz aus wenigen Festmetern Buchenholz.» Die Holz in Essen verwandelnden Spezies sind Lungenseitling, Austernseitling, Stockschwämmchen und einige weitere (siehe [www.pilzgarten.info](http://www.pilzgarten.info)).

In der Diskussion wurde gefragt, wie denn das Verhältnis der Balmeggberger mit den ortsansässigen Bauern sei. Die Antwort: «Das Verhältnis ist etwa so, wie es überall ist: Mit zehn Prozent pflegen wir ein freundschaftliches Verhältnis, zehn Prozent regen sich über uns auf – und wir uns über sie, und mit 80% haben wir nicht viel zu tun. Aber viel Freude haben wir von Anfang an mit den direkten Nachbarn.» Und was haben die Balmeggber-



Anton Küchler

Foto: Nikola Patzel

ger in den nächsten Jahren vor? «**Wir möchten mehr Gemüseertrag mit gleich viel Arbeit von Hand und ohne Dünger von aussen.** Den Ertrag pro Zeit oder Fläche zu verdoppeln oder zu verdreifachen, scheint uns durchaus realistisch, so wie es etwa die Gemüsegärtner Eliot Coleman in Maine (USA) oder in der Ferme du Bec-Hellouin in der Normandie (Frankreich) vormachen.» ●

<sup>1</sup> Zusammenfassung des mündlichen Vortrags (NP), überarbeitet von Anton Küchler ([www.balmeggberg.ch](http://www.balmeggberg.ch)).

# Biohof Heimenhaus – ein Beispiel positiver Intensivierung

«Ich stelle Ihnen heute mein Lebenswerk vor»<sup>1</sup>

**Kathy Hänni**, Bäuerin auf dem biodynamischen Heimenhaus-Hof fünf Kilometer nördlich von Bern, trat durchtrainiert vor die Zuhörer beim Mösberg-Gespräch und sagte: «Ich behaupte, dass wir ein in jeder Hinsicht intensiver Betrieb sind: an Vielfalt, an Arbeit und auch an Innovation.» Aus ihrer Erzählung, wie sich ihre Betriebszweige über die Jahrzehnte entwickelten, wurde deutlich, was sie mit «Intensivierung» meint. Das Land misst 17 Hektaren, die Gebäude dazu sind verhältnismässig gross. Gemüse, Milchkühe, Verarbeitung und Gastronomie sind ihre Hauptbereiche. Früher war es ein klassischer Ackerbaubetrieb: «Mein Vater hat die Kartoffeln zur Abnahmestelle gebracht und irgendwann das Geld dafür bekommen. Für mich aber ist es wichtig zu wissen, was meine Produkte den Leuten wert sind und wo sie hingehen.» So entwickelte sich nach der Hofübernahme mehr Vielfalt und die Direktvermarktung.

## Die Menschen auf dem Hof

«Wir sind ein Familienbetrieb. Auch unsere beiden Kinder sind wieder mit dabei, nachdem beide in anderen Berufen Erfahrungen gesammelt hatten.» Gut acht Vollzeitstellen bietet der Hof, **mit Lehrlingen, Praktikanten und Woolfern sind es oft 15-20 Leute am Mittagstisch**. Darunter auch Menschen, welche dort einen «Boden» finden oder einfach einen Ausgleich zum Bürojob. Die Arbeit wird in flachen Hierarchien organisiert und auch Geschlechtergleichheit wird gelebt: «Bei uns wechseln sich Männer und Frauen mit Traktorfahren, Melken und Kochen ab.»

## Vom Märkt zum Lieferdienst

Als junge Bäuerin ging Kathy Hänni auf einen Quartiermarkt in Bern. «Als ich dann Mutter wurde, konnte ich nicht mehr auf den Markt stehen. Die Leute aber wollten weiterhin unsere Gemüse haben.» So **entstand vor über 30 Jahren eine individualisierte Bio-Gemüsebox**. «Heute beliefern wir alle zwei Wochen gut 200 Haushalte mit Gemüse, Käse und Fleisch vom Hof.» Nur für den Rosenkohl, bei Ernteaussfällen und Engpässen

wird von befreundeten Betrieben zugekauft. Kathy Hänni ist stolz, dass auch viele ihrer Lehrlinge das Konzept «Bio-Abo» auf ihren eigenen Höfen im In- und Ausland weiterführen, «denn diese Verbindung vom Produzent zum Konsument ist wirklich eine gute Sache.» Ein kleinerer Teil der Produkte geht zum Bioverteiler Horai in Bern, zu einigen Bio-Läden und Beizen und zu bio-bi.ch. Insgesamt können sich rechnerisch ca. 400 Haushalte von diesem 17-Hektar-Hof ernähren.

## Von der Milch zum Käse

«Als der Milchpreis unter 60 Rappen sank, haben wir aufgehört, Milch abzuliefern. Seit 2002 haben wir unsere **eigene Molkerei für die Milch unserer 13 Kühe**. Abnehmer sind natürlich unsere Abo-KundInnen und zusätzlich der «Q-Club»: Dessen Mitglieder bekommen Milchprodukte zum monatlichen Festpreis. Dazu kommen Fördermitglieder, die mit ihrem Engagement dazu beitragen, dass wir weiterhin Kühe mit Hörnern haben können. Dennoch: alleine der Ertrag aus der Milchtierhaltung würde nicht ausreichen, aber Synergien sind auch wichtig. Der Mist der Kühe, der Kompost und die biodynamischen Präparate helfen unseren Böden, in eine fruchtbare Aufwärtsspirale zu kommen.»

## Vom Gemüse zum Chutney

«Auf dem Hof wird eine grosse Farben- und Geschmacksvielfalt aus alten Sorten von *ProSpecieRara* und auch Neuem kultiviert. Wir verarbeiten auch Überschüssiges und Unförmiges zu Pestos, Chutneys und Antipasti, oder wir trocknen es oder säuern es ein.» So **für nährnde Werte statt food waste zu sorgen, sei eigentlich seit jeher Teil der bäuerlichen Arbeit**. Seit bald 15 Jahren bekocht der Hof unterschiedlichste Anlässe von 15 bis 500 Personen.

## Philosophie und Gespräch

«Unser Demeterhof ist ein stimmiger Organismus. Demeter war für mich immer das Ziel, denn ich suchte nach philosophischen Inputs. Mit den Jahren entwickelte ich



Kathy Hänni

Foto: Nikola Patzel

## in der Arbeit mit der Natur auch eine Art Intuition

Manchmal spüre ich am Feierabend, dass ich noch mal hinaus muss zu einem Tunnel oder den Kühen, und sehe dann, dass eine Türe offen steht, ein Wasserhahn tropft oder sonst etwas nicht in Ordnung ist. Unser Mechanisierungsgrad ist gering, wir haben zwei Traktoren, die wir schon meinem Vater abgekauft haben – und dennoch ist unser Hof «intensiv».

«Die vielen Betriebszweige bürokratiekonform durchzuführen, ist eine Herausforderung, die immer wieder kreative Lösungen verlangt. Aber mir ist es wichtig, dass Landwirte nicht zu reinen Urproduzenten verknürrt werden, denn die Veredelung von Lebensmitteln auf Höfen hat seit jeher Tradition. Auch können KonsumentInnen so einen tiefgehenden Bezug zum Essen aufbauen.»

Und «zum Schluss möchte ich sagen: Nicht weniger, sondern mehr Arbeitskräfte in die Landwirtschaft, nicht grössere, sondern kleinere Betriebe, mehr Biodiversität und Soziodiversität! All das geht ohne ein Zurück zu Gotthelfs Zeiten. Nachhaltige Landwirtschaft macht Spass und ist im Trend – aber sie ist viel mehr als das, sie ist **tiefgründig sinnstiftend für alle Beteiligten**.» ●

<sup>1</sup> Zusammenfassung des mündlichen Vortrags (NP), etwas bearbeitet von Kathy Hänni (<http://heimenhaus.ch>).

## Städtischer Landbau?

Tilla Künzli, Vorstandsmitglied von «Urban Agriculture Basel», berichtete auf dem Mösberg über ihre Projekte.<sup>1</sup>

«Ich habe Kunst und Design studiert und studiere jetzt Musik mit Fachrichtung Jazz, bin professionelle Träumerin und Netzwerkerin.» So stellt sich **Tilla Künzli** den Anwesenden beim Mösberg-Gespräch vor. Dann zeigt sie ein Bild von 1898: Der Plan einer Gartenstadt von Ebenezer Howard. Das Quartier Bruederholz auf einem ehemals bewaldeten Höhenzug im Süden der Stadt Basel sei auf solchen Ideen aufbauend geplant worden. Dann bringt sie ein zweites Bild: Frauen und Kinder beim städtischen Gartenbau während der schweizerischen Anbauschlacht im 2. Weltkrieg. «**Wir übernehmen die Geschichte**», sagt Künzli, und ihr Verein setzt sich laut Statuten «**für die Umnutzung von Boden zur Erzeugung von Lebensmitteln**» ein, und zwar bevorzugt nach Bio-Richtlinien. Es ist ein gemeinnütziger Verein



*Schneckenfest im Gemeinschaftsgarten.*

*Landhof 2014*

Foto: Jan Chudozilov

mit 250 Mitgliedern: «Studierende, Soziologen, Künstler, Schüler, Botaniker» sind im Vereinsvorstand Urban Agriculture Basel aktiv. «Wir arbeiten ehrenamtlich zu insgesamt rund 400%. Ich habe fünf Jahre 80% ehrenamtlich für diesen Verein gearbeitet. Jetzt sind wir mit 5000 Franken Budget pro Jahr in der Professionalisierungsphase, mittlerweile aber auch recht stark abhängig von den 2-6 Volontäre, die wir haben.» Je nach Projekt gibt es eine Finanzierung durch Stiftungen oder staatliche Stellen – oder

auch nicht. «Wir wünschen uns eine politische Verankerung, damit wir unsere Arbeit als bezahlte Stelle finanziert bekommen und auch eine Ernährungsstrategie für Basel entwickeln können. Den gegenwärtigen Hype (Rummel) um «Urban agriculture and gardening» nutzen wir gerne dafür.» – Was tut dieser Verein konkret? «Wir vernetzen 50 Projekte in den Bereichen Anbau und Kultivierung: um die gewonnenen Lebensmittel zu verarbeiten und zu verteilen oder gemeinsam zu geniessen und schliesslich zu kompostieren; **die dezentralen Kompostplätze sind unsere «Dorfbrunnen»**. Wir stellen einen Bezug zum Heranwachsen der Nahrung her und bieten Umweltbildung. Letztlich geht es uns um Lebensmittelsouveränität. Wir Städter sind so fern von den Lebensmitteln, dass das etwas ganz Wichtiges ist.»

Es wächst also Essbares heran in Basler Hinterhöfen, in Vorgärten oder in grösseren Gemeinschaftsgärten. Oder auch – Kunstaktion! – in 230 von der Migros gespendeten Einkaufswagen, die mit Erde befüllt und bepflanzt wurden. «Diese Wagen stehen in der ganzen Stadt herum. Manche sind jetzt vergammelt, anderen geht es sehr gut.» Die Karren stellen die Frage: Wo wächst eigentlich heran, was ich im Supermarkt einkaufe? Und was kann ich dafür tun, dass mein Essen gut heranwächst?

Ein Vorzeigeprojekt des Vereins ist der 600 Quadratmeter grosse Gemeinschaftsgarten «Landhof» in Kleinbasel auf einem ehemaligen Sportplatz des FC Basel. Zehn Menschen arbeiten dort regelmässig übers Jahr an zwei Nachmittagen, zwei Gärtnerinnen leiten das Ganze. Es gibt keinen Zaun, aber Hügelbeete, 250 verschiedene essbare Pflanzenarten und ein Wildbienenhaus ([www.landhof.ch](http://www.landhof.ch)). Nicht immer läuft es so gut. Der Kräutergarten Horburg «wurde eine Hundegasse. Wenn die Pflege kein Konzept hat, wird es schwierig.»

**Die «Community supported agriculture» (CSA) in Nuglar in Basel-Land «ist unser einziges Projekt in der Landwirtschaft»** ([www.nuglargaerten.ch](http://www.nuglargaerten.ch)). Dort stehen sieben Hektaren Land mit biodynamischem Garten- und Obstbau. Seit 2015 werden Gemüseabos vergeben, die Leute packen sich selber an Packstationen ein, was ihnen zusteht. Für die Abos werden eine Mitgliedschaftsgebühr (100 Fr.) sowie ein Jahresbeitrag bezahlt, welcher



*Tilla Künzli*

Foto: Nikola Patzel

individuell so ausgehandelt wird, dass die Summe die Kosten trägt (durchschnittlich 1160 Fr. für eine Zweipersonenkiste). Für verbindliche Mithilfe beim Gärtnern gibt es eine Beitragsermässigung. Vor Ort sind ein Landwirt und ein Gärtner zu je 50% angestellt. Fehlendes Gemüse wird vom Eulenhof bezogen. Das Projekt wurde 2014-16 mit insgesamt 113'000 Fr. Spenden sowie darüber hinaus mit Darlehen und Sachleistungen gefördert. Bald soll es sich selber durch die Abokisten tragen. Wieder zurück in der Stadt, geht es um «**Stadthonig**». Andreas Seiler, der das Basler «Biobistro» leitet, hat sieben Bienenvölker auf privatem oder öffentlichem Grund stehen. Dieses Projekt läuft seit 2009. «Der Honig – wir lassen dem Bien immer genug übrig – wird verschenkt, getauscht, in der Bio Bistro-Küche verwendet und, wenn noch etwas übrig bleibt, an Gäste des Bistros verkauft», schreibt Seiler auf Nachfrage.

Als Tilla Künzli auf eine Frage zu Tieren antwortete: «Fleisch interessiert uns nicht, wir sind fast alle Vegetarier», gab es heftige Reaktionen einiger Zuhörer: Zur Landwirtschaft gehöre doch auch die Tierhaltung. In der Folge zeigte sich Künzli offen, ein Fleischvermarktungsprojekt anzufangen; nur die Tierhaltung sei halt auf dem Land besser zu bewerkstelligen als in der Stadt. ●

<sup>1</sup> Zusammenfassung des mündlichen Vortrags (NP), etwas bearbeitet von Tilla Künzli (<http://urbanagriculturebasel.ch>).

# Möschberg-Workshop zu Arbeiten mit Pferden

**Wendy Peter.** Unsere Gruppe war klein, aber vielseitig zusammengesetzt mit VertreterInnen aus Landwirtschaft, Biohandel und der übrigen Wirtschaft.

Zu Beginn des Workshops stellte Emanuel Schmid kurz seinen Hof vor. Es ist ein 40-Hektar-Bio-Milchviehbetrieb im Jura, zwischen Biel und La-Chaux-de-Fonds, auf 1100 Metern Höhe. Emanuel ist Bauer mit Leib und Seele und seine grosse Liebe gehört den Pferden. Zusammen mit seiner Frau Ursina, die wie er auch Landwirtschaft studiert hat, war es ihr Wunsch, eine **ökologisch nachhaltige Haupterwerbs-Landwirtschaft mit Arbeitspferden** aufzubauen. Nach längerem Suchen fanden sie einen Hof im Jura.

Emanuel hatte schon lange vorher Pferde gehalten, aber es stets bedauert, dass er nur nach Feierabend etwas mit ihnen unternehmen konnte. Heute sind die Pferde Teil seiner täglichen Arbeit. Er findet das sehr sinnvoll und es bedeutet für ihn Lebensqualität.

Die Umstellung auf die Arbeit mit Pferden sei ein längerer Prozess, so Emanuel. In den ersten Jahren arbeiteten sie noch viel mit dem Traktor, denn sie brauchten Zeit, um Erfahrungen und Sicherheit mit dem Pferdezug zu gewinnen. Dann könne man zunehmend mehr zusammen machen. Anfangs wurde er als Spinner angesehen, heute aber sei er akzeptiert.

**Wir waren uns in der Gruppe einig, dass ein moderner Hof heute einer ist, der mit wenig externer Energie auskommt.** Die Frage lautet also nicht wie früher: «Arbeitest du noch mit Pferden?» sondern: «Bist du fortschrittlich und arbeitest wieder mit Pferden?»

Es sollte mehr solche Höfe geben, findet Emanuel, und auch Beratung und Massnahmen, um den Einstieg zu erleichtern. Hilfreich wäre es auch, wenn Institutionen, wie z. B. das Bioforum, sich diesem Thema annehmen würden, oder wenn das FiBL solche Projekte wissenschaftlich begleiten und untersuchen könnte. Wir sollten, sind wir uns in der Gruppe einig, Begriffe neu besetzen, so etwa «alternatives Unternehmertum».

Die Arbeit mit Pferden passt zur bäuerlichen Landwirtschaft, weil sie an Mensch und Na-

tur angepasst ist. Die Pferde müssen wie die Menschen zwischendurch essen und ruhen. Die Arbeit mit Pferden trägt auch zur Bodenerhaltung bei, im Gegensatz zu den schweren Traktoren. Die immer grösseren Traktoren und potenteren Maschinen wirken sich in der Landwirtschaft verheerend aus. Mit Pferden werden keine schweren Maschinen eingesetzt, da sie nicht beliebig viel Gewicht ziehen können. **Von Vorteil sei auch, so Emanuel, dass er dank der leichteren Maschinen früher in den Acker kann.** Es braucht nicht nur mehr Menschen auf dem Hof, sondern auch langsamere Arbeit: Zu einer nachhaltigen Landbewirtschaftung gehört der Mensch mit seinen fünf Sinnen un- abdingbar dazu.

ber nachzuziehen, sei wohl arbeitsaufwendiger als eines zu kaufen, aber kostengünstiger und für ihn stimmiger. Ein Pferd kann 30 Jahre alt werden und davon rund 20 Jahre arbeiten. Die ausgedienten Pferde dürfen bei ihnen auf dem Hof bleiben, an anderen Orten werden sie eingeschläfert, oder sie werden geschlachtet und das Fleisch verwertet.

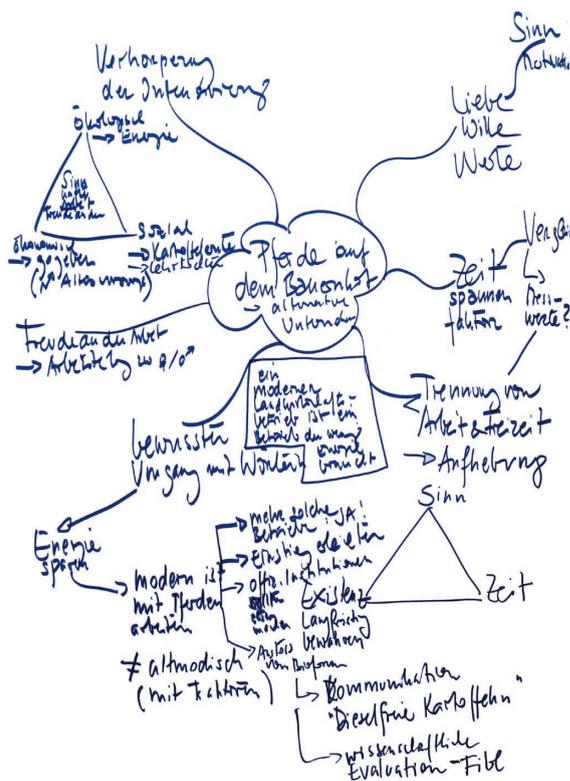
**Die Pferde reproduzieren sich selbst, fres- sen betriebseigenes Futter und produzie- ren betriebseigenen Mist.** Sie weiden den Kühen hintennach, was sich positiv auf die Gefahr der Wurmverseuchung auswirkt. Zu- dem bevorzugen Pferde und Rinder unter- schiedliche Pflanzenarten, so dass die Weiden gleichmässiger abgefressen werden.

Die Pferde haben einen Offenstall und ihr Fressplatz ist gleich neben dem der Kühe. Dies wurde so geplant, weil die Pferde die «Krippenputzete» der Kühe fressen. Dazu bekommen sie noch etwas Kraftfutter.

## Sozialer Aspekt

Viele Leute, so erzählt Emanuel, werden von seinem Hof angezogen, von der Liebe zu den Pferden. Er sagt dazu: «Liebe, Wille und Werte geben Sinn und Motivation». Dank den Pferden hat Emanuel immer genügend Arbeitskräfte auf dem Hof. **Wobei die Pferdebe- geisterung offenbar vor allem etwas Weibliches zu sein scheint:** Sie haben bereits 14 Lehrlinge ausgebildet, davon 10 junge Frauen. Ohne Pferde, so Emanuel, hätte er wohl Mühe, Lehrlinge und Lehrtöchter zu bekommen, denn der Hof ist sehr abgelegen. Aber so ist es für die Familie kein Problem, eine Ferien- vertretung zu finden, wenn sie mal in den Urlaub fahren wollen.

Ein weiteres Angebot, das Menschen auf den Hof bringt, sind die **«Null-Prozent-Diesel- Kartoffeln»**. Bei diesem Projekt werden alle Arbeiten, wie den Kartoffelacker pflügen und eggen, Kartoffeln setzen, hacken und anhäufeln und schliesslich die Ernte nur mit Menschen- und Pferdekraft erledigt. Mit dem Hof verbundene Menschen helfen bei der Kartoffelernte mit, geniessen das anschliessende Hoffest und haben so einen besonderen Bezug zu den Kartoffeln, die sie von dort beziehen.



Zusammenfassung der Gesprächsergebnisse

## Der Pferdezug, ökonomisch betrachtet

Emanuel und seine Frau Ursina betreiben den Hof partnerschaftlich mit einer Lehrtochter und drei Kindern. Sie können davon leben, die einzige Sorge ist die Frage der Altersvorsorge: ob die Rente reichen wird. Sie besitzen vier Pferde der Rasse Alt-Oldenburger. Drei Pferde sind ausgebildet, eines ist noch in Ausbildung. Im Alter von drei Jahren wird mit der Ausbildung des Pferdes begonnen, ausgebildet ist es mit rund sechs Jahren, erklärt uns Emanuel. Ein Pferd sel-

# Lokales Holz sinnvoll und gewinnbringend verwenden

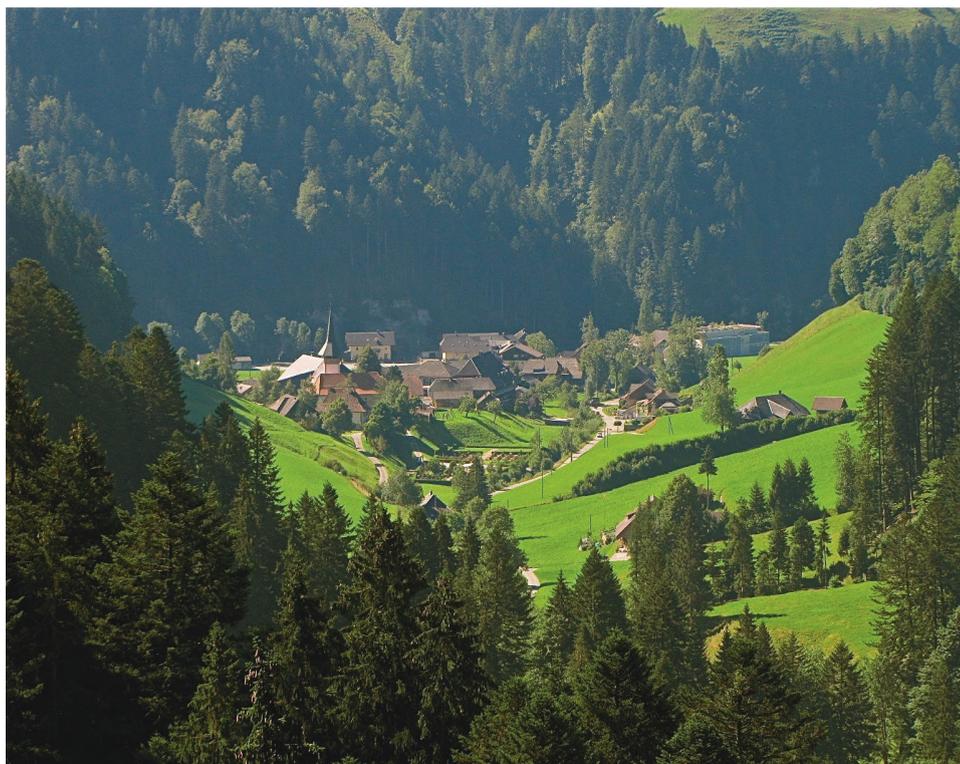
Ein erfolgreiches Projekt im Emmental

**Wendy Peter.** Ein Drittel der Schweiz ist Wald. Je nach Kanton unterscheidet sich der Waldanteil stark: Im Mittelland ist knapp ein Viertel der Fläche bewaldet, im Jura und im Tessin sind es über 40 Prozent. Die Wald- und Holzwirtschaft hat einen Anteil von knapp zwei Prozent am Bruttoinlandprodukt (BIP). Jedoch ist die Holzernte für viele nicht mehr rentabel, denn seit über zwanzig Jahren sinken die Holzpreise. **Heute erhalten die Waldbesitzer für das geschlagene Holz nur noch die Hälfte im Vergleich zum Jahr 1980.** In der gleichen Zeit haben sich die zu bezahlenden Stundenlöhne verdoppelt. Hinzu kommt, dass die Schweizer Waldwirtschaft einem vollständig liberalisierten internationalen Holzhandel gegenübersteht.

## Die Bauern und der Wald

Im Kanton Luzern, wo unser Hof liegt, ist der Wald klein strukturiert. Mehr als 12'000 Waldeigentümer teilen sich rund 40'000 Hektaren Wald, die meisten davon sind Bauern.

**Die Bedeutung des Holzes in der Landwirtschaft hat mich schon immer fasziniert.** Seit jeher gehört hier zu jedem Hof auch ein Anteil Wald, in unserem Fall sind es 2,5 Hektaren auf 23 ha landwirtschaftliche Nutzfläche. Das Holz ist ein wichtiger Bestandteil des bäuerlichen Wirtschaftens, sei es zum Bauen, Heizen, Kochen oder für ein Zusatzeinkommen aus dem Holzverkauf. So wurde unser Haus vor über 200 Jahren mit Holz aus unserem Wald gebaut, wie auch die Scheune und die vielen verschiedenen Hütten und Unterstände. Mit Holz wurde schon immer geheizt und gekocht, so wie wir das heute noch tun. Der Holzherd ist mit dem Boiler (Heisswasserspeicher) verbunden, so dass beim Kochen gleich auch das Wasser erwärmt wird und wir stets über genügend Heisswasser verfügen. Eine gewisse Modernisierung hat dieses System insofern erfahren, als dass der Boiler heute auch elektrisch aufgewärmt werden kann, sollte es mir im Sommer mal zu heiss sein, um auf dem Holzherd zu kochen. Denn zusätzlich zum Holzherd besitzen wir heute auch einen elektrischen Herd.



Trub im Emmental

Foto: Anton Küchler

Die Wälder erfüllen vielfältige Aufgaben in unserer Gesellschaft, nicht nur die des Holzwachstums: Die Sicherung hoher Trinkwasserqualität, die Bindung von Kohlendioxid, Raum für Erholung, der Schutz vor Naturgefahren und «Arbeitgeber» in der Wald- und Holzbranche. Die Waldnutzung im Winter ist eine ideale Ergänzung zur Saisonalität der agrarischen Produktion. Aus Qualitätsgründen ist es ohnehin besser, im Winter während der Safruhe Holz zu schlagen.

## Was tun, wenn Holz kaum noch einen Preis hat?

Da die Holzpreise heute so tief eingebrochen sind, werden neue innovative Ideen gesucht. Von einem spannenden und zukunftsweisenden Regionalprojekt habe ich an den diesjährigen Mösberg-Gesprächen von Anton Küchler gehört, Umweltnaturwissenschaftler ETH Zürich und Mitträger des Projektes **Truber Holz: Ökologische Holzhäuser aus dem Emmentaler Wald.**

So bin ich denn heute auf dem Weg nach Trub, einem kleinen Dorf zuhinterst im Emmental im walddreichen Berner Napfgebiet,

etwa eine Autostunde von unserem Hof entfernt. In der Nacht hat es geschneit und die hügelige Landschaft sieht fast märchenhaft aus. **Der Blick in die steilen Waldhänge lässt jedoch erahnen, wie anstrengend und anspruchsvoll die Waldarbeit hier sein muss.** Verabredet bin ich mit Hansjürg Fankhauser, einem Biobauern und Sägereibesitzer, der im Projekt Truber Holz mitwirkt.

Als ich ankomme, ist Hansjürg gerade am Schneeräumen vor dem Haus. Wir gehen zuerst in die geräumige Wohnküche, wo mir Hansjürg von seiner Herkunftsfamilie erzählt, die schon lange auf dem Hof lebt, und von der Arbeit. Die Sägerei wurde von seinem Vater eingerichtet. Schon als Junge habe er viel und gerne mitgeholfen. Nach der Übernahme des Hofes hat Hansjürg dann die Sägerei modernisiert: Die frühere Bandsäge mit nur einem Blatt wurde durch eine zusätzliche Gattersäge mit bis zu 20 Blättern ergänzt. Sein Vater konnte noch einen Knecht einstellen, das liegt bei Hansjürg aber nicht mehr drin. Aber in Spitzenzeiten kann er auf die Mithilfe eines Nachbarn zählen.

Die Waldgrösse der Bauern hier im Bernbiet ist grösser als bei uns im Kanton Luzern. **Viele Bauern haben 20–30 ha Wald, aber wegen der abnehmenden Preise werden die Wälder oft nur sehr wenig genutzt.** Wo der Wald zu steil ist, um das Holz mit dem Traktor aus dem Wald zu holen, mieten die Waldbesitzer die mobile Seilbahn eines Forstunternehmens und bringen damit gemeinsam ihr Holz herunter. Der Baumbestand besteht je etwa zur Hälfte aus Fichten und Tannen, dazu noch etwas Buchen. Im Emmental wird der Wald traditionell geplentert: In jedem Bestand werden einzelne Bäume geschlagen, sodass im Ergebnis stets verschiedene Altersklassen zusammen stehen, der Wald also relativ naturnah bleibt.

### Holzhäuser, neu gedacht

In seiner Sägerei verarbeitet Hansjürg Fankhauser eigenes Holz und das Holz der Nachbarn. Seit 4-5 Jahren gibt es im Tal die Firma Holz Trub AG: Diese stellt Holz-Elemente her, genannt «Truber Holz», für den Bau von ökologischen Häusern. Die Elemente bestehen aus Lagen getrockneter, aber sonst naturbelassener Fichten- und Weisstannenbretter. **Diese Lagen werden mit Hartholzdübeln untrennbar miteinander verbunden, ohne dass dabei Leim oder Metall verwendet wird.** So entstehen grossformatige Platten bis maximal 3 mal 10 Meter Ausmass und 18 bis 24 cm Dicke.

Die Stämme der Weisstannen und Fichten werden in Trub und Umgebung gefällt und in den kleinen und mittleren Sägereien, wie jener von Hansjürg, aufgesägt und getrocknet, bevor sie fertig verarbeitet werden. So verbleibt die Wertschöpfung voll und ganz in dieser abgelegenen Bergregion und wirtschaftliche Existenzen können hier gefestigt werden.

Die Reststoffe aus der Produktion können einfach zum Heizen verbrannt werden, da keine Fremdstoffe zugesetzt wurden. Holzhäuser sind Kohlenstoffspeicher, denn pro Kubikmeter verbautes Holz wird rund eine Tonne CO<sub>2</sub> für Jahrzehnte oder sogar Jahrhunderte aus dem natürlichen Kreislauf – und heutzutage eben auch vom künstlichen Überschuss in der Atmosphäre – herausgenommen. Jedes Holzhaus leistet damit einen kleinen Beitrag zur Rücknahme des gigantischen menschengemachten Kohlenstoff-Ausstosses.

Die Elementbauweise wird vor allem für die Aussenwände von Wohnhäusern und Zweckbauten wie Schulen oder Büros verwendet. Auf der Innenseite werden die Elemente wahlweise sichtbar belassen oder verputzt. Gegen aussen wird bei Bedarf eine Dämmung aufgetragen und eine Fassade angebracht. Da die Holzelemente naturbelassen sind, bleiben sie diffusionsoffen. Dies bedeutet, dass sie Feuchtigkeit aufnehmen und abgeben können. So wirken sie ausgleichend auf das Innenraumklima.

### Ein Appenzeller wars

Interessant für die Waldbesitzer ist zudem, dass in den Elementen des Truber Holzes auch Holz mit Verfärbungen, Frassschäden oder herausfallenden Ästen verbaut werden

kann sowie ein Arzt sind die Aktionäre der Holz Trub AG.

Beim anschliessenden Rundgang durch die Sägerei fällt mir ein Mondkalender auf. «Ja», sagt Hansjürg auf eine entsprechende Frage, **«wir arbeiten auf Wunsch auch mit Mondholz».** Dieses wird an speziellen Tagen gemäss dem forstlichen Mondkalender geschlagen, da der Mondlauf anscheinend einen zyklischen Effekt auf die Holzdicke hat. Und die Bäume werden gemäss altem Holzbauernwissen so gefällt, dass sie mit dem Wipfel hangabwärts noch eine Weile liegenbleiben, damit der Saft in die Äste strömt und das Stammholz möglichst safttrocken und damit besser verarbeitbar wird. Auch dies kann man hier in Trub bestellen: ein Haus ganz aus «Mondholz»! ●



*Aus diesen Holz-Elementen werden Hauswände.*

Foto: Anton Küchler

kann, solange es statisch einwandfrei ist. Ein Appenzeller Zimmermann namens Hannes Nägeli entwickelte diese Öko-Holzelemente-Bauweise. Der Zufall wollte es, dass ein Sohn dieses Schreiners beim Truber Zimmermann Jürg Hirschi als Wandergeselle arbeitete und so diese Idee ins Emmental brachte. In der Folge kaufte Jürg Hirschi eine alte stillgelegte Sägerei in Trub und das neue Unternehmen «Truber Holz» zahlt dem «Appenzeller Holz» eine Patent-Lizenzgebühr. **Für Bauer Hansjürg Fankhauser bringt diese Form der Holzverarbeitung einen guten Nebenerwerb.** Seine Sägerei ist dadurch besser ausgelastet. Eine Gruppe von Bauern (Waldeigentümern) und Handwer-

**Trub:** Rund 140 Bauernbetriebe auf 1'350 Einwohner, wovon rund die Hälfte Haupterwerbsbetriebe sind.

**Nebenerwerbslandwirte:** 35 Arbeitsplätze, einschliesslich Winterarbeit des Holzens auf eigenem Betrieb.

**Weitere Arbeitsplätze:** Forstunternehmer mit 10 Vollzeit-Stellen, Zimmerei 35, Sägerei 3, Schreinerei 3.

Von den 20'000 m<sup>3</sup> pro Jahr geschlagenes Holz verbleibt rund ¼ in Trub als Bau- und Brennholz, ¾ gehen zu Sägereien im Emmental und in der ganzen Schweiz.

## Die Welt dreissig Kilometer hinter Genf. John Berger (1926–2017)

Er stammte aus England, aber lebte jahrzehntelang in den französischen Alpen. Dort lernte er das bäuerliche Leben verstehen – und schrieb darüber so genau und respektvoll wie kaum jemand sonst.

**Bettina Dyttrich.**<sup>1</sup> Marius à Sauva zum Beispiel. Ein alter Bergbauer, nicht gerade sympathisch. Einer, der es gewohnt ist zu befehlen; seine erwachsenen Kinder nennen ihn einen Tyrannen. Schon mit vierzehn verlor er seinen Vater und musste in Paris Arbeit suchen. «Als er zum ersten Mal in seinem Leben einen Zug bestieg, schwor er sich, er werde mit genügend Geld wiederkehren, um die Familienschulden zu bezahlen, und schliesslich die grösste Kuhherde im Dorf haben.» Mit fünfzig hatte er sein Ziel erreicht – nach jahrelangem Schuften in einer Gerberei. Nach seiner Rückkehr brauchte er ein halbes Jahr, um den Gestank loszuwerden, der sich tief in seiner Haut festgesetzt hatte. **«Jetzt war er siebzig und trug seinen Hut so, als erwarte er von dreissig Kühen und einem Hund unbedingten Gehorsam.»**

Auf wenigen Seiten, wie mit knappen Pinselstrichen skizziert der englische Schriftsteller John Berger ein ganzes Leben. 1982 hütet dieser Marius seine Kühe auf der Alp Peniel. 25 Jahre früher brachten so viele Menschen ihr Vieh hier herauf, dass das Gras nur knapp reichte. Jetzt sind gerade noch zwei der zwanzig Hütten bewohnt: eine von Marius und eine von der 23-jährigen Danielle. Eine seltsame Freundschaft entsteht zwischen den beiden, sie verarztet ihn, als er sich das Bein verletzt hat, hilft ihm bei der Geburt eines Kalbes: «Während er



Danielle anbrüllte, suchte er zugleich ruhig und systematisch mit der geöffneten Hand, die Finger wie Sonden gespreizt, um die Schultern des Kalbes und danach die Schenkel zu finden und sie dann mit einer einzigen Hand so zu drehen, **dass das Kalb den Durchgang finden konnte.»**

### Nahrung, nicht Geld

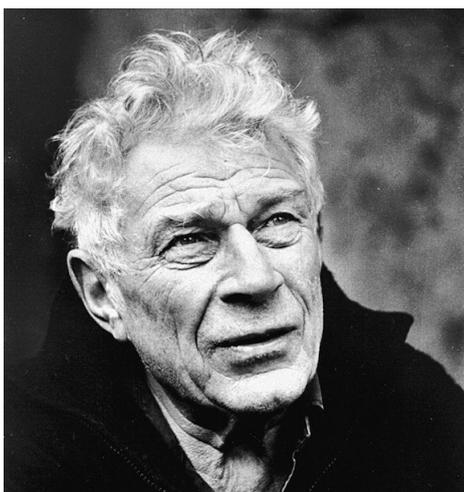
Solche genauen Beschreibungen von Arbeit sind typisch für John Berger. Die Geschichte stammt aus «Spiel mir ein Lied», dem zweiten Teil der Trilogie «Von ihrer Hände Arbeit» über die Bergbauern und -bäuerinnen in Hochsavoyen, wo der Schriftsteller seit den sechziger Jahren lebte. Am 2. Januar ist er neunzigjährig gestorben.

**Sein Werk ist fast zu gross für ein Leben:** Berger war Maler, Zeichner und Politaktivist, Kunstkritiker und -dozent, er schrieb Romane, Gedichte, Essays und einige der schönsten Porträts des späten 20. Jahrhunderts. Er gewann den britischen Booker Prize und gab die Hälfte des Preisgelds der radikalen afroamerikanischen Bewegung Black Panthers, er veränderte mit seiner BBC-Kunstsendung «Ways of Seeing» das Kunstverständnis seiner ZeitgenossInnen, schrieb Drehbücher für den Schweizer Regisseur Alain Tanner (z. B. «Le milieu du monde»). Doch das Dringlichste, was er zu sagen hatte, hatte mit Landwirtschaft zu tun. Ob er Bauer spielen wolle, fragten einige

spöttisch, als John Berger in die Berge zog. Dabei war das Dorf perfekt gewählt: Quincy, nur dreissig Kilometer hinter Genf und doch in einer anderen Welt. Tatsächlich half er an seinem neuen Wohnsitz den LandwirtInnen. **Vor allem hörte er ihnen zu – und machte aus ihren Geschichten und den brutalen Umbrüchen der Agrarmechanisierung grossartige Literatur.** Während in «SauErde», dem ersten Band der Trilogie, die Landwirtschaft noch die Hauptarbeit der meisten ProtagonistInnen ist, wird sie in «Spiel mir ein Lied» zur Nebenbeschäftigung, an die sich die einen klammern, während sie die anderen so schnell wie möglich hinter sich lassen wollen. Auch Danielle ist mehr zufällig auf der Alp – weil das Möbelgeschäft, für das sie arbeitete, gerade Konkurs gemacht hat. Die Trilogie ist ein Geflecht aus Geschichten, das mehrere Generationen umfasst und in einer fiktiven Stadt endet, in der sich die ehemaligen Bauernkinder irgendwie durchschlagen.

Aber was schrieb der Mann, der als radikaler Marxist bekannt war, da plötzlich von Geistern und Toten? «Seit ich etwa vierzehn war, haben zwei Dinge in mir nebeneinander existiert», sagte Berger 2011 zur englischen Zeitung «Guardian». **«Auf der einen Seite ein Materialismus,** der die marxistische Sicht auf die Geschichte einschliesst. **Auf der anderen ein Sinn für das Heilige,** den man religiös nennen könnte. Mir kam diese Dualität nie widersprüchlich vor.» Es waren handfeste Erfahrungen mit Tieren, Menschen – lebendigen und toten –, Bildern und Landschaften, in denen Berger eine Art religiöse Erfahrung fand, eine tiefe und zugleich fragile Verbindung zur Welt.

Und diese Dualität passt genau in die bäuerliche Erfahrung hinein. Bauern und Bäuerinnen wissen wie der Marxist Bertolt Brecht, dass «zuerst das Fressen kommt». Sie wissen aber auch, dass die Welt nie restlos verständlich und analysierbar ist – das erfahren sie täglich an den Lebewesen, mit denen sie arbeiten. Sie wissen, dass der Philosoph René Descartes unrecht hatte, als er



John Berger Foto: Jean Mohr / The Paris Review

<sup>1</sup> Bettina Dyttrich ist Redaktorin der Wochenzeitung WOZ. Eine kürzere Version dieses Textes ist dort bereits erschienen.

behauptete, ein Tier sei nur eine Maschine. Der bäuerliche Materialismus geht von den Grundbedürfnissen aus. Ohne Nahrung ist alles nichts – das ist der entscheidende Punkt. Nahrung, nicht Geld: der Gebrauchswert, nicht der Tauschwert.

Wie gross da die Verständigungsschwierigkeiten sein können, zeigt eine Geschichte in «SauErde»: Marcel sperrt die beiden Inspektoren, die ihn beim Schwarzbrennen erwischen, im Schafstall ein, weil er ihnen seine Idee von Gerechtigkeit erklären will – und merkt dann, dass es nichts bringt: **«Sie würden niemals wissen, wofür wir uns rächen.»**

### Ohne Arbeit keine Gleichheit

Das Nachwort zu «SauErde», 1979 geschrieben, gehört zu den klügsten Texten über die bäuerliche Erfahrung überhaupt. Berger beschreibt darin unter anderem, warum sich BäuerInnen nur schwer mit Linken verständigen können: Da die meisten (bürgerlichen wie marxistischen) Fortschrittsideen die (klein)bäuerliche Welt als rückständig ablehnen, müssten die BäuerInnen ihre eigene Abschaffung befürworten. Und während MarxistInnen wie Bürgerliche eine Welt des Überflusses anstreben, ist Arbeit «im Traum des Bauern nach wie vor notwendig. Arbeit ist die Voraussetzung für Gleichheit. (...) Eine Klasse von Überlebenden kann sich den Glauben daran, dass man an einen Punkt garantierter Absicherung und Wohlhabenheit gelangen könnte, nicht leis-

ten.» Heute ist klar, dass diese «garantierte Absicherung» eine Illusion mit katastrophalen ökologischen Folgen ist. Bergers Fazit stimmt immer noch: «Die **bemerkenswerte Beständigkeit bäuerlicher Erfahrung und bäuerlicher Weitsicht** gewinnt im Moment, da sie von der Auslöschung bedroht ist, eine beispiellose und unerwartete Wichtigkeit.»

Wenige Wochen vor Bergers Tod hat der Fischer-Verlag das Buch «Der siebte Mensch» von 1975 neu aufgelegt, eine Dokumentation der Arbeitsmigration in Europa von Berger und dem Fotografen Jean Mohr. Es erzählt von den demütigenden Untersuchungen, die türkische Arbeiter über sich ergehen lassen mussten, wenn sie nach Deutschland wollten. Es erwähnt, dass man dem Schlepper einen Jahreslohn bezahlen musste, um aus dem Portugal der Diktatur hinauszukommen. Fast alles wie heute – man muss nur ein paar Ländernamen ändern. Berger beobachtete, dass viele Arbeitsmigranten Bauern waren. Die «Agrarfrage» ist untrennbar mit der Migrationsfrage verbunden. Auch das gilt bis heute.

In seiner Alphütte hatte Marius à Sauva ein Foto aus einer Zeitschrift aufgehängt: eine Demonstration vor dem Arc de Triomphe. Nicht weil er das Anliegen der DemonstrantInnen unterstützte. Er wollte zeigen, dass er den Ort kannte. Dass er dort gewesen war. ●



In den französischen Alpen.

Landschaftsfotos: Bettina Dytrich

## Buchempfehlungen

«**SauErde**» (1979): In beeindruckend genauen Geschichten erzählt Berger vom Alltag eines Bergbauerdorfes in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Die verrückteste Geschichte ist jene von Lucie Cabrol, deren Körper winzig bleibt, die im Zweiten Weltkrieg die Résistance unterstützt und schliesslich, von ihrer Familie verstossen, zu sammeln beginnt: «Wilde Kirschen, Maiglöckchen, Schnecken, Heidelbeeren, Himbeeren, Walderdbeeren, Brombeeren, trolles, Wacholderbeeren, Kümmel, Alpenrosen, Mistelzweige» verkauft sie in der Stadt und trotz mit eigensinniger Würde ihrem Ruf als Hexe.

«**Spiel mir ein Lied**» (1987): Fünf Liebesgeschichten aus der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Die Berglandwirtschaft ist am Zusammenbrechen, die BerglerInnen leben mit ihren Bruchstücken weiter – manchmal fast glücklich, manchmal sehr tragisch.

«**Flieder und Flagge**» (1990): Im traurigsten der drei Romane sind die Nachkommen der Bergbauern in einer Grossstadt gelandet. Mit viel Geschick und Bauernschläue schlagen sie sich durch, aber der grosse Zusammenhang ihrer Welt ist verloren gegangen.

«**Von ihrer Hände Arbeit**»: Die drei Romane in einem Band.

«**Der siebte Mensch**» (1975): Zusammen mit dem Fotografen Jean Mohr folgt Berger mit grosser Empathie den Spuren der Menschen, die aus Südeuropa aufbrechen, um in den reichen Ländern Arbeit zu suchen. Neben den Parallelen zu heute frappt vor allem die Armut, die hier sichtbar wird.

«**Meine Schöne**»: Ein Sammelband, der unter anderem einen langen philosophischen Essay und viele von Bergers Gedichten enthält – auch sie kreisen oft um den bäuerlichen Alltag.

«**Mann und Frau, unter einem Pflaumenbaum stehend**» (1995): John Berger porträtiert Freunde und Zufallsbekanntschaften aus verschiedenen Ländern, Künstlerinnen, Bauern und seine zwei Katzen mit einer unerschütterlichen Liebe zur Welt.

«**Gegen die Abwertung der Welt**» (2001): In diesem späten Essayband verknüpft Berger auf faszinierende Weise Kunst und Politik. Hier ist auch der spannende Briefwechsel Bergers mit Subcomandante Marcos, dem intellektuellen Aufständischen von Chiapas (Mexiko), dokumentiert.

Honika Hopper  
Doblg  
94-127 Neuburg/Jnn  
Fa. Aldi  
Benzstr. 11  
93128 Regensburg

Wir veröffentlichten hiermit diesen Brief einer «kleinen» bayerischen Milchbäuerin an den Grossverteiler Aldi. Sie hatte darauf v.a. zynische Reaktionen erhalten wie «die Bäume wachsen nicht in den Himmel». Dass Ähnliches auch in der Schweiz geschehen kann, zeigt der Artikel über Suizide von Bauern auf Seite 26.  
Doblg, 9.08.2016

Grüps Gott!

Damit wären wir eigentlich schon beim Thema - glauben Sie, die Sie diesen Brief nun in Händen halten, eigentlich an Gott?

Ich tue es und liebe den Spruch von Friedrich Rückert:

Du bringst nichts mit herein,  
Du trägst nichts mit hinaus -  
dass eine goldene Spur im alten Erdenhause!

Denn ich an Ihren Aldi-Konzern denke, habe ich momentan das Gefühl, dass er eine Spur der Vernichtung in unserem Bauernstand hinterlässt!

Vor ca. 2 Wochen bin ich in Ihre Aldi-Filiale in Pocking/NiB. gegangen (habe mir eine Kassenbandabtrennstange mit der Aufschrift «Qualität zu fairen Preisen» genommen und mich damit bei der Filialleiterin beschwert. Was heißt beschwert? - Unter Tränen hat ich sie - und bitte ich jetzt auch Sie, die Sie dies lesen, sich vorzustellen, dass Sie tag-täglich die gleiche HÖCHSTLEISTUNG vollbringen müssen (ohne langen Feierabend, Arbeitszeit ca. 6-2100, ohne Wochenende, ohne Urlaub) dafür aber nur das halbe Gehalt bekommen.

Ich meine das ernst - machen Sie es sich bewusst, wie Sie und Ihre Familie damit zurechtkönnen!

Die Filialleiterin war sehr betroffen, gab mir diese Adresse und meinte: «Es tut mir wirklich leid!»  
«Ja, mir tut es auch leid», sagte ich zu ihr, «für alle Bauern!»

Sie soll ich mir eigentlich Gehör verschaffen, da ich mit meinen körperlichen und psychischen Kräften am Ende bin?

Soll ich mir ein T-Shirt drucken lassen mit der Aufschrift «Qualität zu fairen Preisen» - es anziehen und mich an einem Baum vor einer Ihrer Filialen

hängen? Würde Sie das emotional überhaupt berühren? - oder würden Sie es abhaken mit dem Geolaken?

Oh, das war wohl eine psychisch Kranke, ist das permlich - vergessen.

Ich stehe mit beiden Beinen im Leben und habe einen gesunden Menschenverstand, einen ausgeprägten Gerechtigkeitsinn. Und gerade dieser rebelliert momentan gewaltig!

Denn Hoobigans auf ihre am Boden liegenden Opfer noch mit Füßen auf deren Kopf oder Körper treten, geht das mit einem Aufschrei des Entsetzens durch die Presse - und auf's Schärfste verurteilt - tun SIE nicht das gleiche momentan mit uns Milchbauern?

Mit dem Wahnsinn des Kontingenzfalls bei der Milch, hat der Preis nun im Keller und Sie stehen mit brutaler Wucht und aller unmenschlichen Härte weiter nach uns am Boden dringenden!

Sir sind keine Bauern mehr, Sir sind Knechte der Politik, die 1000 Vorschriften und des Lebensmittel-Einzelhandels! Qualitätsiegel werden gefordert und der Preis fällt nochmal weiter...

So macht uns das Leben um Erfahrungen reicher. Ich weiß jetzt, dass man auf der Seite der Dummen ist, wenn man sich als Bauerin täglich um das Wohl seiner Tiere bemüht, die Berührung der Schöpfung als Auftrag versteht.

Sir haben unseren Betrieb mit ca. 40 Milchkühen nicht vergrößert, nicht überleert. Seit 27 Monaten fällt unser Milchpreis trotz gleichbleibend endloser Arbeitstage.

Meine Erfahrung daraus - ich weiß jetzt, wie es sich anfühlt erzwängt zu werden.

Soll nicht ein Preis den Wert einer Tare oder Dienstleistung widerspiegeln? Das ist kein Preis mehr - das ist eine Demütigung!

In den aktuellen Informationen unserer Goldsteig molke-ei lese ich über anstehende Herbstkontrakt folgendes:

Nach dem nun alle Milchgipfel erklommen sind und das mediale Echo zum Thema Milch leiser wird, trifft uns die ganze Härte der Realität mit den LEH-Einkäufen nieder.

- Es wird extrem früh verhandelt, es werden
  - ultimativ wertee Preisabschlüsse gefordert,
  - es wird bei Nichterhaltung umgehend ausgetreten.
- Wie geht es Ihnen jetzt?

Ich glaube fest daran, dass Sir alle, wie Friedrich Rückert so treffend sagt: „nicht mit hinaus nehmen“ am Ende unserer Tage -

und glaube genauso fest daran, dass Sir uns sehr wohl dafür verantworten müssen, was Sir getan oder unterlassen haben im Leben.

Herrn „Aldi“ und „Konsum“ wünsche ich guten Appetit, falls Ihnen Ihr Geldschein auf dem Teller etwas zu trocken wird, können Sie ihn ja mit einem Glas „Blutmilch“ runterspülen!

Stellen Sie endlich Verantwortungsbewusstsein und Menschlichkeit über Gewinnmaximierung und Habgier!

Ich erwarte von Ihnen kein Mitleid sondern Fairness, einen gerechten Preis für meine Milch und Milchprodukte der S-Klasse die Sie unter dem Slogan „Qualität zu fairen Preisen“ vertramschen!

und ich erwarte eine Antwort.

Monika Hopper  
Milchbauern

## Wie entstehen ProsumentInnen?

Der Begriff «ProsumentIn» bringt es auf den Punkt: In Solawis verlassen die Beteiligten die klassischen Wege

**Tina Siegenthaler.** Solidarisch (Land-)Wirtschaften bedeutet, dass sich ProduzentInnen und KonsumentInnen zusammenschliessen und gemeinsam zum Beispiel ihre Lebensmittelversorgung organisieren. **Dieser Zusammenschluss beider Seiten will das bisherige «zweipolige Dienstleistungssystem» aufheben:** Es gibt nicht mehr eine Partei, die bestellt und bezahlt und eine andere Partei, die liefert und kassiert, sondern eine Gruppe von Menschen, die ihre Bedürfnisse gemeinwohlbasiert abdeckt. Dafür werden die Ressourcen und Kompetenzen so eingesetzt, dass sie allen zugutekommen und niemand den Aufwand und das Risiko alleine tragen muss. In Gemüsekooperativen lässt sich das Modell ziemlich konsequent umsetzen. Die KonsumentInnen sind Miteigentümer des kooperativen Gartens und treffen an den Versammlungen alle wichtigen strategischen und operativen Entscheidungen. Sie tragen den Aufwand und das Risiko mit, und sie teilen sich die gesamte Ernte. Da meist auch auf dem Feld mitgeholfen wird, werden die KonsumentInnen auch direkt im Garten zu MitproduzentInnen. Die angestellten Fachkräfte – die ProduzentInnen – sind meistens Mitglieder der Kooperative und Teil der Verwaltung. Sie bewegen sich auf der gleichen Ebene wie die KonsumentInnen und essen ihr eigenes Gemüse. Es zeichnet sich ab, die Grenzen verschwimmen und aus beiden werden ProsumentInnen.

Damit fallen die klassischen Rechte als KonsumentIn weg – es gibt keinen Kundendienst, bei dem man sich beschweren kann.

**Wenn etwas nicht so läuft wie gewünscht, müssen die Mitglieder selber aktiv werden.** Aber dafür ist echte Mitbestimmung und Mitgestaltung möglich, die (Selbst)-Ermächtigung zum eigenen Handeln ist wirkungsvoll.

### ProsumentIn, wo bist du?

Auf der Suche nach neuen Betriebszweigen oder Strategien zeigen mehr LandwirtInnen und GärtnerInnen Interesse an der solidarischen Landwirtschaft. Mittlerweile ist in der Deutschschweiz eine breite Palette an Solawi-Projekten zu finden, die in der Gründungs- und Startphase stehen. Sehr wichtig ist dabei die Frage, **wie man Mitglieder resp. ProsumentInnen sucht und findet.**



*Informationsveranstaltungen sind ein wichtiges Element auf der Suche nach Solawi-Mitgliedern.*

Foto: ortoloco

Die Verpflichtung bei einem Solawi-Betrieb verlangt ein stärkeres Engagement als eine «bewusste» Konsumhaltung und mehr Sensibilität für ökologische Lebensmittelversorgung. Die Kooperationsstelle für solidarische Landwirtschaft ist dieser Frage gemeinsam mit ProduzentInnen und KonsumentInnen an einem Symposium im November 2016 nachgegangen.

Bei der Suche nach Mitgliedern ist ein möglichst ausgereiftes Konzept inkl. Finanzplanung wichtig, das auf den Ort und die Möglichkeiten der geplanten Solawi passt. Zum Beispiel macht es auf einem Hof weit weg von einer grösseren Ortschaft keinen Sinn, die Mitarbeit der KonsumentInnen ins Zentrum zu stellen, oder bei Getreide, Öl, Fleisch etc. ist es nicht sinnvoll, eine wöchentliche Verteilung anzustreben. Damit die Erarbeitung des Konzepts nicht an den LandwirtInnen alleine hängen bleibt, ist es von grossem Vorteil, wenn von Anfang an eine motivierte Kerngruppe das Projekt mitentwickelt. Diese Gruppe muss sich bewusst sein, dass der Aufbau einer Solawi einen wichtigen Stellenwert und dementsprechend viel Zeit in ihrer aktuellen Lebenssituation einnehmen wird.

Für die Suche nach Mitgliedern können allerhand Mittel und Wege genutzt werden: Eine eigene Website, Zeitungsartikel, Inserate, Informationsanlässe (erfahrene Solawi-Leute einladen), Informationsstände an Märkten, Flyer, Social Media, Mund zu Mund-Propaganda, um gezielt im Umkreis bestehender Verteilpunkte nach neuen Mitgliedern zu suchen.

Interessant kann auch die Zusammenarbeit mit bestehenden Strukturen und Gruppierungen sein. Die drei nachfolgenden Beispiele zeigen Möglichkeiten auf.

### Wohnbaugenossenschaften

Bei den heutigen Initiativen der solidarischen Landwirtschaft werden zwischen den ProduzentInnen und VerbraucherInnen viele Einzelverträge abgeschlossen. Die Haushalte sind über die Stadt und verschiedene Ortschaften verteilt. In Fuss-/Velodistanz werden Quartierdepots unterhalten.

**Wo die Idee erfolgreich ist, kommt bereits die Frage auf, wie viele Solidarhöfe es noch «verträgt».** In Zürich überschneiden sich beispielsweise die Verteilnetze vom Pflanzplatz Dunkelhölzli, den Genossenschaften ortoloco und Meh-Als-Gmües und

der Initiative Vision Birchhof, und dazu kommt noch das kommerziell angelegte Abokistenangebot vom Brüederhof.

Die Genossenschaft Meh-Als-Gmües setzt teilweise ihre Grundidee um, **ein eigener Landwirtschaftsbetrieb für die Wohnbaugenossenschaft** Mehr-als-Wohnen in Oerlikon zu sein. Rund die Hälfte der Gemüseportionen geht an die Haushalte in dieser Siedlung, die ein möglichst gemeinschaftsbasiertes Konzept umsetzen will. Da leider nicht genügend Leute in dieser Siedlung dazu bereit sind, hat Meh-Als-Gmües ihr «Einzugsgebiet» in die umliegenden Quartiere erweitert. Vieles spricht dafür, das gemeinschaftliche Element der solidarischen Landwirtschaft auch auf der Konsumentenseite weiterzuentwickeln: Sich zusammenschliessen in der Nachbarschaft, gemeinsames Kochen, Gastro-Angebote. Die Anbauplanung könnte somit in Absprache mit der Nachbarschaftsküche und den VerbraucherInnen erstellt werden, die Küche passt sich wiederum dem saisonalen Angebot an.

### Gastronomie

In Zürich befindet sich ein Solawi-Restaurant im Aufbau: Eine Genossenschaft mit Mitgliedern, die Abos lösen z.B. **für 90 frei wählbare Mahlzeiten oder 30 Mittagessen pro Jahr**. Somit wird das Restaurant vorfinanziert und steht auf einer sicheren Basis. Zusätzlich gibt es einen Anmeldekalender, damit die Küche im Voraus weiss, wie viele Leute zum Essen kommen. Dadurch erhöht sich die Planbarkeit enorm. Das Ziel ist, die Arbeitsbedingungen in der Gastronomie zu verbessern. Es soll eine solidarische Kette von der Produzentin über den Dienstleistungsbetrieb bis zum Konsumenten entstehen.

### Foodcoop

Eine Foodcoop ist eine **selbstorganisierte Einkaufsgemeinschaft** mit direkten Beziehungen zu den ProduzentInnen. Meistens werden über diese Plattform haltbare Lebensmittel und Haushaltsbedarf wie Putzmittel oder Kosmetika verteilt. Die Foodcoop funktioniert so als grosses Verteildepot, über das regelmässig die gesammelten Bestellungen der KonsumentInnen laufen. Die ProduzentInnen liefern die Grossmenge an diesen zentralen Verteilort und die KonsumentInnen organisieren die Feinverteilung und Einzelabrechnungen selbstständig. Gerade bei grösseren Mengen an eher speziellen Ernteprodukten wie z.B. Kasta-



*Die Grenze zwischen ProduzentIn und KonsumentIn verschwindet.*

Foto: ortoloco

nien kann eine Zusammenarbeit mit einer Foodcoop sinnvoll sein. Themen wie Haltbarkeit und Lagerung könnten gemeinsam besprochen und das Risiko könnte so weit wie möglich gemeinsam getragen werden. Bei der Bestellung wäre dann keine exakte Mengenangabe möglich, sondern einfach **ein Anteil an der Kastanienernte** zu einem vordefinierten Betriebsbeitrag. Den Mitgliedern der Foodcoop könnte man anbieten, bei der Ernte mit dabei zu sein und mitzuarbeiten. Im Gegenzug organisiert der Betrieb Kost und Logis.

### Suchen und finden braucht Zeit

Die Erfahrung zeigt immer wieder, dass alle passenden Möglichkeiten ausgeschöpft werden sollen bei der Suche nach neuen Solawi-Mitgliedern. Weder gibt es den einen bewährten Kniff noch braucht es spezielle Fähigkeiten, um Mitglieder für die Solawi zu finden. Was auf den ersten Blick ernüchternd klingt (es gibt kein Rezept), stellt aber auch eine Erleichterung dar. Mit einem guten Konzept, einer motivierten Kerngruppe und der Bereitschaft, einen guten Teil der Zeit während des Aufbaus in die Suche nach Mitgliedern zu stecken, lassen sich interessierte Leute finden. Die meisten, die sich für eine Mitgliedschaft in einer Solawi entscheiden, bleiben auch länger dabei. **Wichtig ist, dass in «geeigneten» Umfeldern gesucht wird** und nicht die Energie für Überzeugungsarbeit verbraten wird, wo die Idee von vornherein auf taube Ohren stösst. Beim Aufbau einer Solawi macht es Sinn, Einblick in verschie-

dene bestehende Betriebe zu erhalten. So kann man Interessierten erzählen, dass dieses Modell funktioniert und bei spezifischen Fragen auf die Erfahrungswerte von funktionierenden Kooperativen zurückgreifen. Wenn die erste Hürde der Mitgliedersuche zu Beginn gemeistert und die angestrebte Anzahl an ProsumentInnen erreicht ist, kann man davon ausgehen, dass sich eine Fluktuation von rund 20% einpendeln wird. Natürlich fällt die Arbeit nie ganz weg, neue Mitglieder für die Ausgetretenen zu finden, jedoch stellt sich in vielen Fällen auch eine Eigendynamik ein: Die ProsumentInnen erzählen ihren NachbarInnen und Freunden von der Solawi, die Medien werden aufmerksam, die Bekanntheit steigt allgemein. Somit wird es leichter, die Fluktuation auszugleichen und die Anzahl Mitglieder zu halten. ●

**Das Wort «Prosument»** (engl. «prosumer», frz. «prosommateur») wurde 1980 vom Kalifornier Alvin Toffler erfunden für Leute, die mitreden oder mithelfen bei der Entstehung dessen, was sie kaufen. Toffler meinte damit die Computer- und Medientechniken einer nachindustriellen Zeit. Später wurde das Wort für die Herstellung aller Arten «individualisierter» Produkte verwendet.

In jüngster Zeit auch für die Lebensmittelherstellung: als programmatischer Begriff dafür, dass sich die grosse Kluft zwischen Landwirtschaft und Lebensmittelverbrauch wieder schliessen möge. (np)

## «... und machet euch die Erde untertan...» (1. Mose 1,28)

**Lukas Schwyn.** Dieser kurze biblische Satz sorgt immer wieder für heftige Diskussionen. Wie ist er zu verstehen? Darf man ihn verstehen als Ermächtigung des Menschen, sich die Natur zu unterwerfen und sie auszubeuten, oder ist er zu verstehen als Einweisung des Menschen in die Verantwortung für das Gesamte der Schöpfung?

Es ist noch nicht lange her, da mussten sich Christen gegen den Vorwurf wehren, dieser Satz sei für die modernen ökologischen Krisen verantwortlich und habe dazu geführt, dass eine schamlose und grenzenlose Ausbeutung der Erde durch den Menschen überhaupt erst möglich geworden sei.<sup>1</sup> Inzwischen ist es offenbar wieder opportun geworden, **mit genau diesem Satz jegliche Art des Verfügungshandelns über die Natur zu rechtfertigen.**<sup>2</sup>

Sicher ist es kein Zufall, dass sich die moderne Naturwissenschaft und damit die moderne Naturbeherrschung durch Wissenschaft und Technik gerade auf dem Hintergrund der jüdisch-christlichen Schöpfungslehre entwickeln konnten. Zwei Grundannahmen des christlichen Schöpfungsglaubens waren dafür, wie Hans Küng schreibt, «hilfreiche Voraussetzungen»: 1. «Die Welt ist nicht Gott, sie ist geschaffen und nicht in sich heilig: Sie ist dem Menschen zur Verfügung gestellt.» Und 2. «Die Welt ist nicht Chaos, sondern geordnet, Kosmos: Sie darf vom Menschen genutzt, bebaut, erforscht werden.»<sup>3</sup> Allerdings waren für das moderne Naturverständnis und die wachsende Überzeugung, die Erde sei nichts anderes als eine grenzenlos ausbeutbare Ressource für den Menschen, noch eine Reihe anderer geistesgeschichtlicher und technischer Entwicklungen notwendig. Man denke etwa daran, dass bereits die Römer – ohne christlichen Schöpfungsglauben – das Muster des Besitzes über die Natur entwickelt haben oder dass auch bereits die Einführung des schweren zweirädrigen Pflugs anstelle des Hakenpflugs im frühen Mittelalter das Verhältnis

des Menschen zur Erde grundlegend verändert hat: U. Krolzik kommentiert letztere Entwicklung mit den Worten: „Einst war der Mensch ein Stück Natur gewesen, jetzt wurde er ihr Ausbeuter“.<sup>4</sup>

Der christliche Schöpfungsglaube hat also zwar zu einem neuen Naturverhältnis des Menschen beigetragen, allerdings nur im



Die Schöpfung

Foto: zVg

Verbund mit anderen ebenso wichtigen Entwicklungen. Das heisst aber noch lange nicht, dass dieser Glaube auch jegliche Art von Ausbeutung und Beherrschung der Natur legitimieren würde. Es gilt also genauer zu fragen, wie der biblische Schöpfungsauftrag zu verstehen ist.

Der vollständige Satz im ersten biblischen Schöpfungsbericht (1. Mose 1,28) lautet: «Und Gott segnete sie (die Menschen) und Gott sprach zu ihnen: Seid fruchtbar und mehret euch und füllt die Erde und macht sie untertan, und herrscht über die Fische des Meeres und über die Vögel des Himmels und über alle Tiere, die sich auf der Erde regen.»

Dieser «Herrschaftsauftrag» steht in einem von zwei Schöpfungsberichten der Bibel, welche im 1. Jahrtausend vor Christus verfasst wurden. Entscheidend für das Verständnis dieses «Herrschaftsauftrags» an den Menschen ist, wie die beiden von Luther in seiner Übersetzung gebrauchten Verben «untertan machen» und «herrschen» zu verstehen sind. Sind sie eher aggressiv zu verstehen im Sinne von «beherrschen, niederzwingen» oder eher im Sinne von «pflegen», «treuhänderisch gestalten», «mit Autorität und Verantwortung führen».

Es gibt für beide Deutungen sprachlich gute Belege. Entscheidend ist aber, welches Bild des «Herrschenden» mit diesen Verben verbunden wird und in welchen Zusammenhängen überhaupt von der Herrschaft des Menschen die Rede ist.

In der biblischen Forschung werden vor allem zwei Zusammenhänge besonders betont: 1. **Der Herrschaftsauftrag stehe im Zusammenhang mit der Gottesebenbildlichkeit des Menschen** (Gen.1,26) und 2., das **Bild** des «Herrschenden», das hinter dem Verbum «herrschen» steht, sei das **des altorientalischen Königs**.

«Herrschaft» kann ja durchaus unterschiedlich verstanden werden. Wir Europäer sind vielleicht noch immer geneigt, mit «Herrschaft» diejenigen Verhältnisse zu assoziieren, die vor der französischen Revolution geherrscht haben, als absolute Könige ohne demokratische Kontrolle ihr Volk knechteten und unterdrückten. Und zurzeit gibt es leider auch genügend aktuelle Beispiele dafür, wie Potentaten ihre Herrschaft autokratisch, autoritär und unterdrückerisch ausüben. Die alttestamentlichen Texte haben jedoch ein anderes Verständnis von Herrschaft. «Ein Herrschaftsverhältnis, in dem der Herrscher nur Nutzniesser seiner Untergebenen ist, ist im Alten Testament undenkbar.

<sup>1</sup> Carl Améry: *Das Ende der Vorsehung. Die gnadenlosen Folgen des Christentums*. Rowohlt, Reinbek 1972. – <sup>2</sup> Achim Walter, *Professor für Kulturpflanzenwissenschaft an der ETH Zürich im Tages-Anzeiger* vom 9. 12. 2016 (S. 13). – <sup>3</sup> Hans Küng: *Der Anfang aller Dinge*, Piper Verlag, 2. Auflage 2005, S. 141. – <sup>4</sup> U. Krolzik zitiert in *Gerhard Liedke: Im Bauch des Fisches – ökologische Theologie*, Kreuz Verlag 1979, S. 44. – Lukas Schwyn ist Pfarrer, Bioforum-Beirat und er leitet das «Bäuerliche Sorgentelefon».

Es schliesst immer in irgendeiner Weise **ein Dasein für den Untergebenen ein**», schreibt Claus Westermann in seinem Kommentar zur Genesis.<sup>5</sup>

Die Ausleger sind sich heute einig, dass die Vorstellung, die hinter dem Satz «... und macht euch die Erde untertan...» steht, das Idealbild des israelitischen Königs ist, «der im Alten Testament als **irdischer Garant der universalen Schöpfungs- und Lebensordnung** gilt. Seine Herrschaft gewährleistet gerechte politische und soziale Verhältnisse und auch gute Ordnung der Natur.» Und «wo es Konflikte zwischen Mensch und Schöpfung gibt, **soll der Mensch Schiedsrichter sein**, alles wieder in schalom (Frieden) herrichten, damit keinem Teil der Schöpfung das Lebensrecht genommen wird.»<sup>6</sup> Der Mensch soll also durchaus schöpferisch und kultur-gestaltend tätig werden, aber er hat auch dafür zu sorgen, dass die Lebensordnungen nicht grundlegend gestört werden und die Lebensräume für seine Mitgeschöpfe erhalten bleiben.

Dazu kommt eben, dass der «Herrschaftsauftrag» an den Menschen übertragen wird, weil er das Ebenbild Gottes ist. Das kann nur heissen, dass der Mensch mit der Erde und seinen Geschöpfen so umzugehen hat, wie es im Sinne Gottes ist. «Gott herrscht zwar über seine Welt, aber er vergewaltigt sie nicht; er herrscht sorgsam (vgl. Psalm 104).»<sup>7</sup> **Sorgende Herrschaft ist also gemeint**, oder wie es Hans Küng ausdrückt: Der Mensch ist als Ebenbild Gottes «als Treuhänder und nicht als Tyrann und Ausbeuter... der übrigen Schöpfung übergeordnet.»<sup>8</sup> Mit dem Satz «... und macht euch die Erde untertan...» kann also sicher kein ausbeuterischer und zerstörerischer Umgang mit der Erde gerechtfertigt werden. Und er gibt auch nicht die Erlaubnis, alles machen zu können, was man will, ohne Beachtung der Auswirkungen auf das Gesamte der Schöpfung. **Herrschaft über die Tiere heisst demnach als Ebenbild Gottes für die Tiere Verantwortung tragen.**

Auch ist zu ergänzen, dass der Schöpfungsbericht in Genesis 1 keineswegs der einzige Text ist, der über die Stellung des Menschen in der Schöpfung Auskunft gibt. Für die ökologische Diskussion innerhalb und auch ausserhalb der Kirchen wurde die Formulierung des Schöpfungsauftrags in der zweiten

Schöpfungserzählung der Bibel mindestens ebenso wichtig, ja bei der Titelformulierung des «konziliaren Prozesses für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung» sogar wegleitend. Im zweiten Schöpfungsbericht lautet der Auftrag an den Menschen, den Garten Eden zu «bebauen und bewahren» (Gen. 2, 15). Damit ist eine doppelte Aufgabe verbunden, nämlich sowohl die Kulturarbeit wie die Sorgearbeit. Der Ethiker Wolfgang Huber, ehemaliger Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche Deutschlands, formulierte: «Eindrücklich ist die Formel, weil sie Fortschritt und Erhaltung, *progressio* und *conser-*



*Kohle rausholen*

Foto: zVg

*vatio* unmittelbar verbindet: ... Bebauen, um das Anvertraute zu bewahren; Bewahren, um einen Ort des Bauens zu behalten.»<sup>9</sup> Sich die Erde untertan machen heisst also auch hier nicht, sie grenzenlos auszubeuten und zu vernutzen, sondern sie zwar zu bebauen und kulturell zu gestalten, aber eben auch sie zu pflegen und zu erhalten. Schliesslich ist auch zu beachten, dass der Auftrag, sich die Erde untertan zu machen und über die Tiere zu herrschen, im Rahmen des göttlichen Segens erfolgt, denn der Herrschaftsauftrag beginnt mit den Worten: «Und Gott segnete sie...» (Gen. 1, 28). Der Segen Gottes wäre aber sicher kein wirklicher Segen, wenn er auf Kosten der Erde und unter Missachtung des Lebensrechts der Mitgeschöpfe zustande käme. Die Sätze «... und macht euch die Erde

untertan...» sowie «... dass er ihn (den Garten Eden) bebaue und bewahre» **ermächtigen also den Menschen zur kulturellen Mitgestaltung der Schöpfung, aber sie auferlegen ihm auch Verantwortung** für den Erhalt und die Bewahrung der Lebensräume und des Lebensrechts seiner Mitgeschöpfe. Wenn wir nur schon daran denken, wie viele Lebensarten und Lebensräume durch die moderne Lebensweise der heutigen Menschen bedroht sind, wird mehr als deutlich, dass wir zwar die kulturelle (Um-)Gestaltung sehr weit getrieben haben, aber die uns übertragene Sorgearbeit und Verantwortung nicht

wirklich wahrnehmen. Vielleicht hat das auch etwas damit zu tun, dass die meisten von uns die Natur nicht mehr als Gottes Schöpfung und Geschenk an uns Menschen wahrnehmen und somit diese grossartige Gabe auch nicht mehr als Aufgabe verstehen können. Doch auch so haben wir die Verantwortung, wenn wir nur schon an das Lebensrecht der zukünftigen Generationen denken. Die Erde ist immer noch der einzige Lebensraum für uns und alle Lebewesen, die wir kennen. Sie ist ungeheuer vielfältig und reich an Lebensformen. Ein ungeheurer Schatz an Leben, den wir nicht geschaffen haben und auch nie schaffen könnten. **Diesen Schatz zu lieben, zu hegen und zu pflegen ist unsere Aufgabe. Ihn nur gierig zu plündern ist schlicht und einfach zu wenig.** ●

<sup>5</sup> Claus Westermann, *Genesis. Biblischer Kommentar Band I/1*, 1974  
Küng; a. a. O. S. 133

<sup>9</sup> Wolfgang Huber, *Konflikt und Konsens*, München 1990, S. 202

<sup>6</sup> Gerhard Liedke, a. a. O. S. 136/137

<sup>7</sup> Gerhard Liedke, a. a. O. S. 137

<sup>8</sup> Hans

# Weltweit ab Hof. Von den Spannungsfeldern fairen Handels

Die Aktion «Gerechte Bananen» (ge-bana) war vor 40 Jahren der Anfang des heutigen alternativen Händlers gebana. Handel zu betreiben und dabei ethischen Werten gerecht zu werden ist eine Herausforderung.

**Sandra Dütschler.** Die Redaktion von *Kultur und Politik* stellte mir die Frage: «Wie schafft es die Gebana eigentlich, **alles so <professionell> zu organisieren und trotzdem fair zu sein?**» Ich verstehe: «Wie kann gebana innerhalb der Bedingungen des Marktes <fair> sein?»

Die Frage ist berechtigt, auch wir empfinden unser Dasein zwischen den Zwängen des Marktes und den Ansprüchen von sozialer und ökologischer Nachhaltigkeit als Spannungsfeld. In diesem Spannungsfeld müssen wir tagtäglich Entscheidungen fällen.

Ein Beispiel: Wir erhalten Mangos aus Burkina Faso, die Qualität entspricht nicht jener, die vereinbart wurde. Ein normaler Händler – auch ein solcher mit Fairtrade-Label – würde die Ware unbezahlt zurückschicken und von einem anderen Anbieter beziehen. Gebana tut dies nicht, kann dies gar nicht tun, denn wir sind selber der Produzent. Die Produzenten sind auf gebana angewiesen, wenn sie ihre Mangos mit Bio- und sogar Fairtrade-Aufpreis verkaufen wollen. Allerdings sind auch wir auf sie angewiesen, wenn wir die mit Grosskunden abgeschlossenen Verträge einhalten wollen. Zudem finanzieren wir die Produktion vor. Wenn wir das Produkt am Ende nicht nehmen, verlieren wir. Es bleibt uns, die Ware zähneknirschend mit Einbussen als zweite Qualität zu verkaufen und daran zu arbeiten, die Produktqualität langfristig zu verbessern.



*Mango waschen bei gebana Afrique in Bobo Dioulasso.*

Fotos: gebana

## Qualität

Qualität ist die Achillesferse in der Produktion. Zwar haben wir in den letzten Jahren viel in ihre Verbesserung investiert, parallel dazu sind jedoch die Anforderungen «des Marktes» massiv gestiegen. Die Anzahl Analysen, die Handelskunden verlangen, ist enorm gewachsen und damit auch die Kosten für dieselben. Ebenso haben sich Messtechniken weiterentwickelt: Selbst kleinste Spuren vom Nachbarn her eingeweihter Chemikalien können inzwischen aufgespürt werden. Grosse Händler weisen diese Ware zurück, auch wenn die Probleme unverschuldet sind und meist weit unter den gesetzlich vorgegebenen Grenzwerten für Bioware liegen. **Die Angst vor Rufschädigung führt**



*Die reifen Mango werden für die Verarbeitung zu Trockenmango bereitgestellt.*

**zu Nulltoleranz, die Verantwortung dafür wird in der Wertschöpfungskette nach unten abgeschoben.** Auch das ist normaler Standard im Handel mit Bio ebenso wie mit Fair Trade.

Wir können das nicht, sondern müssen einen Weg finden: Kunden finden, die das Problem verstehen, zu reduzierten Preisen verkaufen, im schlimmsten Fall die Ware konventionell verkaufen. Diese enge, langfristige Beziehung und die damit verbundene, riskante Position machen gebana aus, das verstehen wir unter Fair Trade; und damit richtig umgehen zu können, verstehen wir als «Professionalität».



*Ein Angebot der Marktzugang-Plattform.*

## Geld

Im Spannungsfeld zwischen Markt und sozialen Werten ist die Frage von Wertschöpfung und Preisen zentral. Bleiben wir beim Beispiel Mango aus Burkina Faso. Die Bauern erhalten Bio- und Fairtrade-Preise, diese fallen aber nur bescheiden höher aus als konventionelle Preise. Für die Mangos im Direktversand zahlen wir noch einen Aufpreis für speziell gute Qualität. Einige Zahlen: Vom Preis im Grosshandel bekommen die Produzenten im Süden etwa 85%; vom Endpreis der Mangos, die wir über unseren Onlineshop verkaufen, werden noch rund 30% der Wertschöpfung im Süden generiert. Bei der Betrachtung solcher Zahlen stellt sich immer die Frage, wer welche Arbeit in der Wertschöpfungskette übernimmt und ob die Ware ins Lager eines Abpackers oder direkt nach Hause geliefert wird. Den Bauern allerdings kümmert das wenig. Für ihn geht es neben einem besseren Preis auch um die Menge, die er verkaufen kann, und ob er auch im nächsten Jahr auf uns zählen kann. Der Preis ist nur ein kleiner Teil von dem, was wir unter «fairem Handel» verstehen.

## Leben

**Mit unserem Ansatz zielen wir vor allem auf langfristige Zusammenarbeit und das Schaffen von Arbeitsplätzen.** In Burkina Faso arbeiten über 400 Personen alleine in unserer eigenen Produktionsstätte, 1200 Bauern liefern uns ihre Mango und Cashew. Mitarbeitende von Partnerbetrieben sowie deren zuliefernde Mangobauern sind hier

noch nicht eingerechnet. Insgesamt bringt gebana in Burkina Faso Einkommen und damit Perspektiven für mehrere tausend Familien. **«Langfristig heisst dabei, viele verlustreiche Jahre zu überbrücken, Probleme auszustehen, Firmen zu sanieren und wieder neu anzufangen, aber nie aufzugeben.»** Auch das ist ein Spannungsfeld: wirtschaftliche Vernunft vs. langfristige Ziele. Auch das «Wo» spielt eine wichtige Rolle. Unsere Partnergebiete in Westafrika landen in den Rankings der Weltbank für Wirtschaftsstandorte jeweils ziemlich weit hinten. Unsere Erfahrung bestätigt diese Platzierungen: Grosse Mängel bei Infrastruktur und Bildung, aber auch Faktoren wie Korruption machen das Wirtschaften in diesen Ländern enorm schwierig. Entsprechend stark sind unsere Mitarbeitenden, die zwischen Markt und Produktion vermitteln – also beispielsweise in der Qualitätssicherung –, dem Spannungsfeld zwischen Anforderungen im Norden und Realität im Süden ausgeliefert.

### Krise

Eine wichtige Phase für die Entwicklung der gebana war die Krise 2009/10. Beim zehnjährigen Unternehmensjubiläum im Jahr 2008, als wir endlich schwarze Zahlen schreiben, dachten wir, über dem Berg zu sein. Weit gefehlt. **Wie ein Hammerschlag trafen uns Pestizidrückstände in der gesamten Bio-Sojaernte in Brasilien.** Diese gelangten ohne eigenes Verschulden über Umwelteinflüsse in die Bio-Soja. Damit verlor die Soja massiv an Wert, der Verkauf wurde verzögert, das Tochterunternehmen gebana Brasil stand vor dem Ende. Hinzu kamen die Effekte der weltweiten Wirtschaftskrise: Hatten Fairtrade-Produkte in den Jahren zuvor geboomt und die Abnehmer ihre Lager mit dieser Erwartungshaltung gefüllt, brachen die Verkäufe mit der Krise ein. Und Kredite bekam man kaum mehr. All diese Effekte zusammen trieben gebana an den Abgrund. Wir haben überlebt, weil wir von unterschiedlicher Seite Unterstützung erfuhren: Grosshandelskunden waren kulant, Konsumenten wurden zu Investoren, Mitarbeitende verliessen das sinkende Schiff nicht. Dabei ging es bei dieser Solidarität nicht einfach um das Bedürfnis nach «gutem Gewissen», sondern darum, dass die Firmen und Menschen das, was wir bis dahin aufgebaut hatten, erhalten wollten. Niemand sonst konnte so vertrauenswürdige Produkte aus so schwierigen Ländern beschaffen.

Die Erfahrung der Krise stärkte nicht nur unser Bewusstsein dafür, dass wir wachsen müssen, um wirtschaftlich stabiler zu werden, sondern zeigte uns auch: Es gibt Menschen und Institutionen, die unsere Ziele teilen, und diese unterstützen uns. gebana ist nicht Einzelkämpferin für die Sache, sondern bewegt sich in einem Netzwerk mit vielen Akteuren mit dem Ziel, Marktzugang für Bauern im Süden zu schaffen.

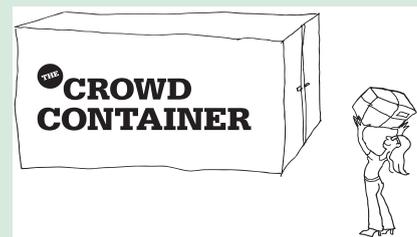
### Plattform für viele

Als Netzwerk haben wir auch die **«Plattform Marktzugang» entwickelt. Dort arbeiteten wir eng mit NGOs, Handelspartnern und Startups zusammen** und unterstützen Produzentengruppen beim ersten oder weiteren Exporten oder bei der Produktentwicklung. Das Wichtigste ist aber das Publikum, die «Unterstützercrowd». Ziel ist es, über Internet eine Mindestmenge an Vorbestellungen zu bekommen, sodass sich ein Export oder auch eine Verarbeitung lohnt. Die Unterstützer erleben dabei ganz nah mit, wie ihr Produkt entsteht, welchen Hindernissen die Produzenten begegnen und wie diese gemeistert werden. Dann dauert es manchmal Monate nach der Vorbestellung, bis ein Produkt fertiggestellt und geprüft und geliefert ist. Gerade bei ersten Lieferungen ist dies auch ein Abenteuer, denn das Produkt ist vielleicht nicht perfekt. Deswegen kommt dem Kundenfeedback an die Produzenten eine besonders wichtige Rolle zu. Doch darin liegt auch der Reiz: Mit dem Wagnis unterstützt man die Produzenten bei ihrem ersten Schritt Richtung Markt. Die «Plattform Marktzugang» zeigt es symbolisch: Gemeinsam erreicht man mehr. Am Ende wird aber auch hier gelten, dass es nur funktioniert, wenn alle Beteiligten in irgendeiner Form einen Nutzen daraus ziehen. Wer Handel sozial, ökologisch und wirtschaftlich nachhaltig betreiben will, hat mit vielen Zielkonflikten zu kämpfen. Wir nehmen diese Herausforderung an und handeln. Dabei wollen wir etwas bewegen und nicht Schönheitspreise gewinnen. Wir gestehen uns ein, dass unser Handeln oft widersprüchlich und nur selten hinreichend «fair» ist. Wegen dieser Unzulänglichkeit nichts zu wagen, wäre aber noch «unfairer». Und unser Zweck ist unsere einzige Existenzberechtigung. Aber eben auch ein Spannungsfeld: **Im Tagesgeschäft retten wir nicht die Welt, sondern kämpfen ums Überleben.** (www.gebana.com) ●

## Der zweite Crowd Container kam aus Sizilien

**Tobias Joos.** Im K+P 3/2016 wurde der unabhängig von der gebana organisierte Crowd Container vorgestellt. Nach dem Pilot-Container aus Südtirol wollten wir das auch anderswo versuchen. Südeuropa erschien uns naheliegend: Einerseits essen wir fast täglich mediterrane Produkte wie Olivenöl, Pasta und Büchsenpelati (geschälte Tomaten). Andererseits ist es kein Geheimnis, dass vieles davon unter sehr problematischen sozialen Bedingungen angebaut wird. Die sozialen Aspekte des Anbaus im südlichen Europa werden aber von den gängigen Labels kaum abgedeckt. Wir haben im Netzwerk des italienischen Fair-Trade-Pioniers Altromercato einen guten Partner gefunden. Nach einer intensiven viermonatigen Vorbereitungszeit konnten wir das Päckli aus Sizilien über Crowdfunding anbieten. Am 6. Februar traf nun der zweite Crowd Container in Zürich ein. Gemeinsam mit 200 KonsumentInnen haben wir die Ankunft gefeiert, Pasta gekocht und uns via Skype mit den ProduzentInnen ausgetauscht.

Die erfolgreiche Kampagne bestätigte unsere Grundannahme, dass es bei vielen KonsumentInnen ein Bedürfnis nach transparent gehandelten Produkten gibt. Nichtsdestotrotz stehen wir immer noch vor zahlreichen Herausforderungen, insbesondere im Bezug auf die Wirtschaftlichkeit unserer Initiative. Durch das Offenlegen der Kostenstruktur setzen wir uns selbst unter Druck, effizient zu arbeiten und schnell zu wachsen. Eine schnelle Weiterentwicklung ist aber auch notwendig, um Crowd Container als alternativen Vermarktungskanal für KleinproduzentInnen langfristig zu etablieren. (www.crowdcontainer.ch)



# Wie Sprache unseren Sinn für Landschaft prägt

Von Chrachen und Schachen – auf der Suche nach Schweizer Landschaftswörtern

**Flurina Wartmann.** Was verstehen Sie unter einem *Chrache* oder unter einem *Tobel*? Diese typisch schweizerdeutschen Ausdrücke beschreiben Vertiefungen in der Landschaft. In der Bedeutung unterscheiden sie sich vom vielverwendeten *Tal*, denn *Chrache* und *Tobel* assoziieren wir eher mit etwas Einengendem, ja nahezu Beklemmendem. **Würden Sie den *Chrachen* und das *Tobel* auch erkennen, wenn die Wörter dafür nicht zu Ihrem Wortschatz gehören würden?** Sprache und Wahrnehmung hängen eng zusammen, denn nur das, was wir mit Worten ausdrücken können, nehmen wir auch wahr und können es benennen. Und umgekehrt, was wir mit Namen kennen, das nehmen wir auch eher wahr.

Einem aufmerksamen Betrachter der neuen Ausgabe des englischen Oxford Junior Dictionary fiel auf, dass **viele Naturbegriffe offenbar nicht mehr als relevant für eine moderne Kindheit eingestuft** und deshalb sang- und klanglos ersetzt wurden. Englische Wörter für *Birke*, *Eisvogel*, *Farn*, *Otter*, *Weide* und weitere mehr wurden gestrichen. Stattdessen sollen Kinder nun Begriffe wie *attachment*, *blog*, *chatroom* und *voice-mail* lernen. Solches Vokabular ist in der heutigen Gesellschaft nötig, die sich mehr mit dem Virtuellen als mit dem Natürlichen beschäftigt. Aber wie beeinflusst diese Verarmung des Wortschatzes zu Natur und Landschaft unsere Wahrnehmung? Der britische Autor und Literaturwissenschaftler Robert Macfarlane spricht in diesem Zusammenhang von einer *blandscape*, eine Wortschöpfung aus dem Englischen *bland* für nichtssagend, ausdruckslos und *landscape* für Landschaft. Eine *blandscape* ist eine Landschaft, deren Reichtum wir nicht mehr wahrnehmen und der auch in der Sprache abhandengekommen ist, eine *Leerschaft* vielleicht oder eine *Unbekanntschaft*? In seinem Buch *Landmarks*<sup>1</sup> machte sich Macfarlane deshalb auf, die Vielfalt von Landschaftsbegriffen in Grossbritannien zusammenzutragen, um sozusagen die englische Sprache wieder zu *renaturieren*. Er fand eine Vielzahl unterschiedlicher Begriffe für bekannte Ausdrücke. So heisst der Eis-

zapfen (*icicle*) je nach Region *aquabob*, *clinkerbell*, *daggler*, *ickle*, *tankle*, *cancervell* oder *shuckle*. Aber auch im englischen Standardwortschatz unbenannte Phänomene fanden Eingang in sein Landschaftswörterbuch. *Smeuse* beispielsweise ist ein englisches Dialektwort für ein Loch in einer Hecke, das durch das regelmässige Durchschlüpfen eines kleinen Tieres (z.B. eines Igels) entsteht. Jetzt, da Sie diesen Begriff kennen, werden Sie vielleicht auch ab und zu eine *smeuse* entdecken?

Während im Schweizerdeutschen kein vergleichbarer Begriff für *smeuse* bekannt ist, kennen wir Dialektbegriffe für einzelne von Robert Macfarlane dokumentierten Wörter, so zum Beispiel für den Eisbelag auf Blättern und Gräsern, welchen wir im Schweizerdeutschen etwa *Ryfe*, *Rife*, *Picki* oder *Biecht* nennen würden. Aber wer kennt noch den Ausdruck: *«s hätt biechtet»* (der Raureif hat angesetzt)? Wie steht es also um den Sprachreichtum Schweizer Mundart in Bezug zur Landschaft? Die Dialektforscherin Prof. Elvira Glaser von der Universität Zürich meint hierzu: *«Es gibt bisher keinen Überblick über Landschaftsbezeichnungen in den schweizerdeutschen Dialekten, abgesehen von Einzeluntersuchungen, wie sie etwa Paul Zinsli mit seinem grundlegenden*

Werk *«Grund und Grat»* unternommen hat.» **Im Forschungsprojekt *«Wie Sprache unseren Sinn für Landschaft prägt»*<sup>2</sup> untersuchen wir deshalb, wie Menschen Schweizer Landschaften beschreiben**, und wie mit Landschaften verbundene Gefühle und Bedeutungen in der Sprache ausgedrückt werden. Für das Projekt besuchten wir Fluss-, Seen-, Moor-, Hügel- und Berglandschaften an insgesamt zehn verschiedenen Orten in der Schweiz und sprachen mit dreihundert Besucherinnen und Besuchern, um Wortlisten zu sammeln. Jede befragte Person listete zuerst alle Begriffe auf, die ihr spontan zur jeweiligen Landschaft in den Sinn kamen. Die so erfasste Wortliste bestehen aus über tausend Begriffen, von *Acker*, *Alpen*, *Alpmattä* über *Bergä*, *Bödeli*, zu *Chuepflütter* bis hin zum *Zältplatz*. Anschliessend beschrieben die Befragten Bedeutungen und Gefühle, die sie mit der Landschaft assoziierten. Am meisten genannt wurden an jedem Standort Erholung, Entspannung, Ruhe und Heimat. Auch hier war die Vielfalt gross und umfasste zahlreiche Aspekte wie Faszination, Staunen, Dankbarkeit, Überwältigung, Freiheitsgefühle und Naturverbundenheit. Das Erlebnis in der Landschaft wurde oft als *«Entschleunigung vom Alltag»*, als *«Meditation»* beschrieben. Die Befragten



*Rife*, *Ryfe*, *Picki* oder *Biecht* – je nach Dialekt wird dieses winterliche Phänomen anders genannt.

Foto: Flurina Wartmann

<sup>1</sup> *«Landmarks»* von Robert Macfarlane ist im Penguin Verlag als Taschenbuch erschienen und in der Schweiz im Buchhandel erhältlich (ISBN-978-0241967874).

<sup>2</sup> Das Projekt *«Wie Sprache unseren Sinn für Landschaft prägt»* wird am Geographischen Institut der Universität Zürich durchgeführt und von der cogito Stiftung finanziert.

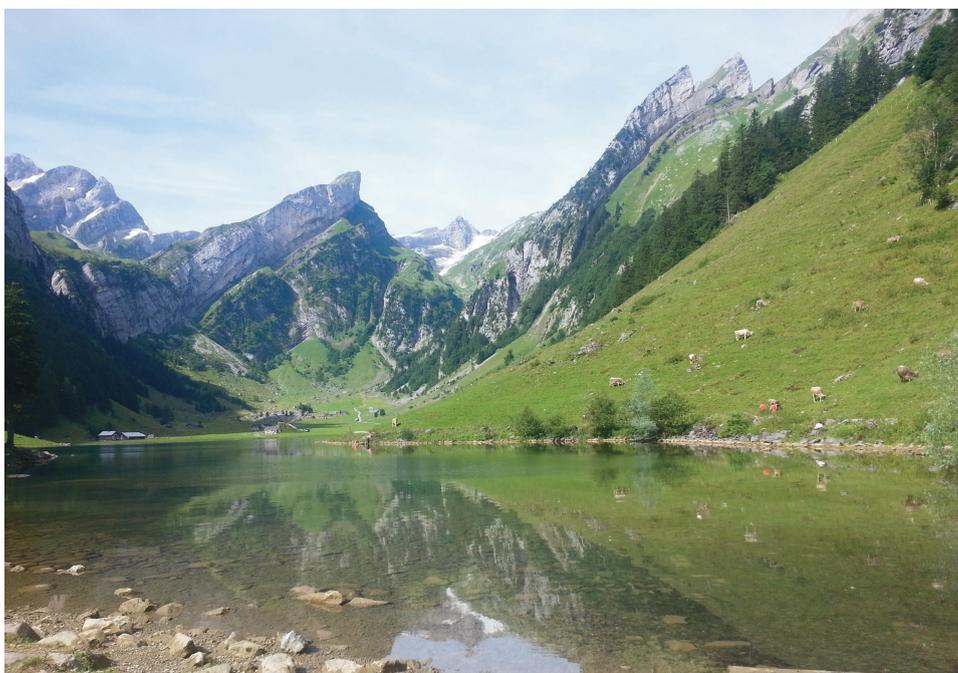
nannten auch Aspekte der Landschaft, die identitätsstiftend wirken. Besonders die Berglandschaften wurden oft als «typisch Schweiz» und «urchig» beschrieben.

Im Durchschnitt nannten die Befragten rund zehn Begriffe, wovon die am häufigsten genannten Begriffe sehr generell sind wie Berg, Fluss, See und Wald. Eher spezifische Begriffe wie Blumenwiese, Alpmatten oder Gletscherzunge wurden seltener genannt. Wie weit entfernt sind wir also in der Schweiz noch von Macfarlanes *blandscape*?

### Die Zukunft der Landschaftswahrnehmung

Bei der Analyse der Wortlisten fällt auf, dass Personen zwischen 18 und 35 Jahren leicht weniger Begriffe zu Landschaft auflisten konnten als ältere Personen, und auch weniger Begriffe für Gefühle und Bedeutungen der Landschaft nannten. Beispielhaft hierfür ist die untersuchte moorgeprägte Landschaft am Pfäffikersee, wo die längste Liste von einer über 60-jährigen Person stammt. Die Wortliste beinhaltet *Riedgebiet, Goldammer, Schilf, Orchideen, Sumpfragwurz, Spiirstuden, Ackerland* sowie 10 weitere Begriffe. Als Bedeutung der Landschaft nannte die Befragte Lebensqualität, Naturbeobachtung, Feriengefühle, und Entspannung. Die kürzeste Liste am selben Standort stammt von einer **unter 25-jährigen Person und umfasst 4 Begriffe: Blume, Bäum, grün und See. Als Bedeutung dieser Landschaft gab diese Person «eigentlich nichts» an.** Nun ist es natürlich so, dass nicht jeder Mensch seine Gefühle gleich artikuliert ausdrücken kann, und Worte vermögen für gewisse Erlebnisse nur ein schwacher Nachhall sein. Und überhaupt – warum sollte uns eine allfällige Verarmung der Sprache über Landschaft kümmern?

Die Landschaft und deren Nutzung verändern sich, und so auch unser Wortschatz. **Diese Veränderung ist in der Sprache zu Landwirtschaft besonders gut nachzuvollziehen.** So sind heute Begriffe wie *Rüti* für ein urbar gemachtes Stück Land oder *Schwendi* für eine gerodete Waldfläche noch in Ortsnamen erhalten geblieben, während sie in unserem aktiven Wortschatz längst verschwunden sind. Ähnlich verhält es sich mit Ausdrücken wie *Schache* (vereinsamtes Waldstück) oder *Zelg* (landwirtschaftlich genutztes Flurstück einer Siedlung). Wer um die Herkunft dieser Ausdrücke weiss, wird durch Namen wie *Zelggasse* (in Uebeschi bei Thun, BE), *Auzelg* (Tramhaltestelle, ZH) oder *Underzälgi*



*Der Seealpsee im Alpsteingebiet ruft Heimatgefühle hervor und wurde oft als «typisch Schwiz» und «urchig» beschrieben.*

Foto: Flurina Wartmann

(bei Hemishofen, SH) noch an die ursprüngliche Nutzung erinnert. Wo liegt also das Problem? Macfarlane sieht in einem **Sprachdefizit zu Landschaftsbegriffen den Vorläufer eines Aufmerksamkeitsdefizits.** Denn je weniger wir uns in unserer Umgebung bewegen, alleine oder mit Freunden und Familie, desto weniger Erfahrungen machen wir in dieser Umgebung, und desto weniger werden wir Worte und Namen für Aspekte von Natur und Landschaft lernen. Wenn wir an eine Zukunft denken, in der Kinder das Wort Weide nicht mehr lernen, noch nie auf einer Weide gespielt haben und keine Verbundenheit zu Landschaft und Natur mehr verspüren, was wird es sie dann kümmern, wenn Wiesen und Weiden Siedlungen weichen müssen?

Wir müssen uns fragen: Wie sollen die Landschaften der Schweiz in Zukunft aussehen? Welche Landschaften wollen wir in ihrer heutigen Form erhalten und in welchen lassen wir Veränderungen zu? Und aufgrund welcher Kriterien beurteilen wir Landschaften? **Da Gefühle und Bedeutungen von Landschaften schwer zu erfassen sind, werden sie in der Planung – für die nüchterne Tatsachen gefragt sind – meist nicht berücksichtigt.** Die Arten von Pilzen, Schmetterlingen, Orchideen oder Fledermäusen lassen sich zahlenmässig erfassen. Solche messbaren Indikatoren der Biodiversität haben es etwas einfacher, berücksichtigt zu werden, als die Vielfalt von Gefühlen und Bedeutungen, die mit Landschaften verbunden werden. Der

Bericht der Vereinten Nationen zur Bewertung der Ökosysteme fordert, dass kulturelle Werte von Landschaften zunehmend in Studien mitberücksichtigt werden sollen. Diese Forderung bedeutet wiederum, dass wir Methoden entwickeln müssen, um eine Landschaft nicht nur als Summe ihrer bio-physischen Bestandteile wie Böden, Gewässer, Flora und Fauna abzubilden, sondern als eine mit allen Sinnen wahrgenommene, kulturelle Landschaft, die beispielsweise inspiriert, entspannt, anregt, und für viele Menschen Heimat bedeutet.

Um die Vielfalt der Schweizer Landschaften und deren kulturelle Bedeutung aus der Sicht der Bevölkerung zu dokumentieren, fragen wir diese grad selbst. Zusätzlich zu den persönlichen Befragungen machen wir das Angebot, **dass jede/r auf der Internetseite [www.meinlandschaft.ch](http://www.meinlandschaft.ch) Beschreibungen und Fotos von Orten und Landschaften hochladen kann.** Zudem können Sie Mundartwörter zu Landschaftselementen einsenden. Über die Zeit soll so ein Abbild der Schweiz aus Sichtweise der Bevölkerung entstehen, sozusagen als Schweizer Pendant zu Robert Macfarlanes englischem Landschaftswörterbuch. Nur wenn viele mitmachen, funktioniert so ein Ansatz. Kennen Sie Dialektwörter zu Landschaften? Möchten Sie eine Beschreibung Ihrer Lieblingslandschaft in der Schweiz verfassen, vielleicht auch mit Fotos? Wir würden uns über Ihre Mitwirkung sehr freuen. ●

# Mensch sein im Ganzen der Schöpfung

**Kurt Zaugg-Ott.**<sup>1</sup> Im Jahr 2016 hat der ökumenische Verein **oeku Kirche und Umwelt** sein 30-Jahr-Jubiläum gefeiert. Die oeku wurde 1986 unter anderem aufgrund des ökologischen Memorandums «Mensch sein im Ganzen der Schöpfung» gegründet. In diesem Memorandum, das von der «Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen der Schweiz» bei Hans Ruh und anderen in Auftrag gegeben, aber nicht von ihr publiziert worden war, wurde auf die Notwendigkeit hingewiesen, **sich vom Anthropozentrismus in der Theologie abzuwenden und den Menschen als Teil der Schöpfung zu verstehen.** Das Ökomemorandum stellte klar: «Der Mensch ist nicht willkürlicher Eigentümer und Verbraucher der Natur, sondern ein Statthalter Gottes in der Natur.» Die von der oeku in Bern betriebene kleine Fachstelle hat inzwischen an Anerkennung in und ausserhalb der Kirchen gewonnen. Die im Ökomemorandum vertretene Schöpfungstheologie mit ihrem moderaten Anthropozentrismus hat sich weitgehend durchgesetzt. Auch der Papst vertritt die Meinung, dass die Bewahrung der Schöpfung Teil des kirchlichen Kerngeschäfts sei. Die Pflichten der Christen gegenüber der Natur und dem Schöpfer sind Bestandteil ihres Glaubens (Enzyklika *Laudato si'*: 64).

## Was hat sich in der täglichen kirchlichen Praxis wirklich verändert?

Auch nach 30 Jahren ist oeku Kirche und Umwelt eine kleine, zu wenig bekannte Organisation. **Rund 20 Prozent der Schweizer Kirchgemeinden unterstützen die oeku** durch eine Mitgliedschaft oder mit Spenden bzw. Kollekten – eine breitere Abstützung der ökologischen Anliegen in den Kirchen wäre durchaus möglich.

In Deutschland wird das ökologische Engagement in der Gesellschaft von den Kirchen stark mitgetragen. Seit Ende der 1970er Jahre haben fast alle deutschen Landeskirchen und Bistümer Umweltbeauftragte angestellt. Die evangelischen Kirchen in Deutschland und die deutsche katholische Bischofskonferenz äussern sich pointiert und engagiert zum Klimaschutz, zur Energiepolitik oder auch allgemein zur Umweltkrise. In den Landeskirchen werden Energiesparpläne

und Klimaschutzkonzepte umgesetzt.

Für die Schweiz erarbeitet die oeku seit 1993 Unterlagen zur sogenannten «SchöpfungsZeit» mit schöpfungsspirituellen Impulsen und Anregungen. **So waren beispielsweise die Elemente Feuer/Sonne, Erde, Luft und Wasser der Inhalt eines Vierjahreszyklus,** später folgte eine fünfjährige Themenreihe zu wichtigen Lebensräumen – im Jahr 2012 beispielsweise zum Kulturland. Aktuell ist die oeku an einer Themenreihe zu den fünf Sinnen – «Himmelsduft und Höllengestank» lautet der Slogan im Jahr 2017. Die SchöpfungsZeit beginnt mit dem bei der Orthodoxen und Römisch-katholischen Kirche gefeierten Schöpfungstag am 1. September und dauert bis zum 4. Oktober, dem Gedenktag des Franz von Assisi.

Ein weiteres für die oeku zentrales Thema ist das richtige und gezielte Heizen der Kirchen und kirchlichen Gebäude. Die oeku hat einen Leitfadens **«Energie sparen und Klima schützen»** herausgebracht und organisiert Kurse, um unnötigen Energieverbrauch und auch Schäden an Kunstgegenständen und Orgeln zu vermeiden. Die Wirkung dieser auf Freiwilligkeit und Motivation aufbauenden Arbeit lässt sich schwer beziffern. Anders als in deutschen Landeskirchen gibt es in der Schweiz keine umfassende Erhebung von Verbrauchszahlen. Seit wenigen Jahren wirken die deutschen Bemühungen

aber grenzüberschreitend. Die oeku hat sich dem Umweltlabel «Grüner Hahn/Grüner Gockel», angeschlossen, einem dem europäischen EMAS-Standard entsprechendes Umweltlabel für kirchliche Institutionen. **Die oeku ist Zertifizierungsstelle für das in der Schweiz «Grüner Güggel» genannte Zertifikat.** In den Kantonen Thurgau und Zürich sind bereits recht viele Kirchgemeinden zertifiziert, aber auch in Bern und Luzern tut sich etwas. Praktisch alle Grüner-Güggel-Gemeinden haben ein positives Echo in der Presse erreicht.

Auch die **Biodiversität** auf dem Kirchengelände, die Beschaffung von Nahrungsmitteln oder die Mobilität sind Themen, die angegangen werden. An verschiedenen Orten ist es Kirchgemeinden gelungen, mit diesem neuen Augenmerk für die Umwelt Personen für ein kirchliches Engagement zu gewinnen, die sonst eher abseits standen. Wichtig ist generell, dass ein positiver Zugang zu Umweltfragen gesucht wird. **Es geht nicht um Verzicht, sondern um einen lebensbejahenden Weg in die Zukunft.** Gottesdienste, Schöpfungsfeste und die Öffentlichkeitsarbeit sind Teil dieses Weges. Mit dem Grünen Güggel und der Enzyklika *Laudato si'* zeigt sich, dass kirchliches Umweltengagement in Kirche und Gesellschaft positiv aufgenommen wird und Ausbreitungspotenzial hat. ●



Die Gesamtkirchengemeinde Bern verzehrt hier ein regional vom Hof Heimenhaus beschafftes Buffet (2012)

Foto: Kurt Zaugg-Ott

<sup>1</sup> Kurt Zaugg-Ott ist Geschäftsführer des Vereins oeku Kirche und Umwelt. Tel. +41 (0)31 398 23 45, [www.oeku.ch](http://www.oeku.ch).

# Welchen Zucker braucht die Schweiz?

An der Süsse liegt uns viel, deshalb wird Zucker als Grundnahrungsmittel eingestuft. Sind wir bereit, Böden oder Menschen dafür leiden zu lassen? Ein Plädoyer für eine andere Zuckerpolitik

**Max Eichenberger.<sup>1</sup>** Die konventionellen Rübenpflanzler sehen den Zuckerrübenanbau in der Schweiz in Frage gestellt. Seit 2013 sanken die Produzentenpreise für Zuckerrüben um rund 30 %, der Grundpreis beträgt noch CHF 37 pro Tonne Rüben. Bei hohem Zuckergehalt kommen noch Qualitätsprämien dazu. Wegen der 2017 freigegebenen Produktionsmengen in der EU befürchtet der Verband SVZ eine weitere Preissenkung. Der Bund reagierte auf die Hilfescheie der Pflanzler mit einer Erhöhung der Einzelkulturbeiträge für Zuckerrüben auf CHF 1800 pro ha und Jahr. Einzelkulturbeiträge werden nur für Kulturen bezahlt, die ausdrücklich gefördert werden sollen (Ölsaaten, Körnerleguminosen und Saatgut für Kartoffeln, Mais, Futtergräser und -leguminosen). **Für Zuckerrüben gibt es rund doppelt so viel wie für andere Kulturen. Das reicht aber immer noch nicht.** Der SVZ stellte 2016 einen Rückgang der Anbaubereitschaft fest, und dass die angestrebte Anbaufläche verfehlt werde. Deshalb steht die Forderung im Raum, die Grenzschutzmassnahmen zu erhöhen. Zugleich steigt die Nachfrage nach Labelzucker und das FiBL stellte ein Ausweichen flächenstarker Ackerbaubetriebe in den Biolandbau fest. Für 2017 ist von SVZ und Bio Suisse eine massive Ausdehnung der Bioanbaufläche geplant. 12'000 Tonnen Zuckerrüben sollen zum Preis von sagenhaften CHF 152 pro Tonne unter Vertrag genommen werden. Das Projekt wird vonseiten BLW mit dem Förderprogramm «Qualität und Nachhaltigkeit» unterstützt. Auch IP-Suisse solle 2017 5'000 Tonnen Rüben für einen Labelzucker produzieren, zu einem Preis von CHF 77 pro Tonne. Folgerichtig fordert der SVZ eine zusätzliche Aufnahme in das «Extensio»-Programm der Direktzahlungsverordnung.

**Aber: Wäre eine Aufgabe der Zuckerrübenproduktion in der Schweiz überhaupt ein Unglück?** Ist eine Förderung dieses An-



Mit diesem Bild wirbt die Schweizer Zucker AG auf [www.zucker.ch](http://www.zucker.ch).

baus überhaupt eine nationale Priorität? Halten die Argumente für diese Förderpolitik einer kritischen Überprüfung Stand?

## Struktur

Weltweit werden rund 78 % des Zuckers aus Zuckerrohr gewonnen und 22 % aus Zuckerrüben. Da Zucker als lebenswichtiges Gut und Grundnahrungsmittel eingestuft ist und somit eine gesetzlich vorgeschriebene Pflichtlagerhaltung für Krisenfälle besteht, ist **die staatliche Regelung gross und die Versorgungssicherheit ein Politikum.** Im Fokus steht heute nicht mehr der Kriegsfall, sondern Versorgungsengpässe oder Beschaffungsprobleme aufgrund von Marktstörungen, z.B. bei Konflikten im Ausland oder bei Ernteaussfällen. Die «Schweizer Zucker AG» besitzt für die Herstellung von Zucker in der Schweiz ein Monopol, Kantone und Gemeinden sind im Aktionariat stark vertreten. Die Produktion ist über «Zuckerquote», Mengensteuerung, Branchenvereinbarung, Anbauverträge und Saatgutmonopole bis ins Letzte geregelt. Die Zuckerbranche kann als eine der letzten Bastionen der «Planwirtschaft» betrachtet werden. Und mit der «Swissness-Rege-

lung» (80 % der Zutaten müssen bei Gebrauch des Schweizerkreuzes aus der Schweiz stammen) erhält der «Schweizer Zucker» zusätzlich eine grosse Bedeutung, vor allem auch für die Exportwirtschaft. So wehren sich z.B. die Schweizer Bonbonhersteller gegen mehr Zollschutz, da sie 81 % ihrer Produktion exportieren.

Gleichzeitig gehört Zucker international zu den grosstechnisch hergestellten Rohstoffen, die an der Börse gehandelt werden. Rohrzucker wird auf dem Weltmarkt billiger als Rübenzucker angeboten. Kristallzucker (Saccharose) ist eine isolierte Nahrungssubstanz von grosser chemischer Reinheit, er ist fast unbeschränkt lagerbar. Produziert wird überwiegend in riesigen Plantagen und grossen Industriekonzernen, **ca. 10 Konzerne beherrschen den Markt für Zucker weltweit, vom Anbau bis in den Handel**, und setzen rund 87 Milliarden Dollar pro Jahr um. 80 % der Produktion gelangt in die verarbeitende Industrie sowie zur Ethanolherstellung als Benzinersatz. Grösste Zuckerrohr-Produzenten sind Brasilien, Indien, China, die USA und Thailand.

<sup>1</sup> Max Eichenberger leitete die Markenkommission Verarbeitung (MKV) von Bio Suisse. Für diesen Artikel arbeitete er mit zahlreichen Quellen, die beim Autor erfragt werden können: [fobol.max@bluewin.ch](mailto:fobol.max@bluewin.ch).

## Anbau/Gewinnung

### a) Konventioneller Zuckerrohr-Anbau

Zuckerrohr (*Saccharum officinarum*) kann in den Tropen und Subtropen angebaut werden. **Dem klassischen Kolonialprodukt haftet bis heute eine riesige Problematik an:** Von Ausbeutung, Sklaverei, Kinderarbeit, Landraub, Vertreibung von Kleinbauern, Abholzung, Brandrodung, Monokulturen, Wasserverknappung und -verschmutzung bis zu Pestizidskandalen (Glyphosat, Atrazin, Paraquat, Endosulfan) mit verheerenden Wirkungen auf die Gesundheit der Bevölkerung. Verschärft wird die Situation heute durch den Boom des sogenannten «Biosprits». Diese Problematik ist sehr gut dokumentiert und konventioneller, international gehandelter Zucker ist aus diesen Gründen zu boykottieren.

### b) Zuckerrohr aus biologischem Anbau

**Zuckerrohr eignet sich gut für den biologischen Anbau.** Die mehrjährige Pflanze wird durch das Ablegen von kleingeschnittenen Pflanzenteilen angebaut resp. vegetativ vermehrt. Es wächst sehr schnell, braucht jedoch relativ viel Wasser und Nährstoffe. Deshalb ist es wichtig, Zuckerrohr in einer Fruchtfolge und auf einem vielseitigen Betrieb mit Tieren anzubauen (keine Monokultur). Pilzkrankheiten treten keine auf und auch der Schädlingsbefall bereitet keine Probleme. Die Unkrautregulierung ist sehr gut mechanisch möglich. Die Ernte von Hand ist allerdings sehr aufwendig und mühsam. Im konventionellen

Anbau wird deshalb der Bestand abgeflammt und dann die kahlen Stangen geerntet. Das tötet viele Lebewesen, verschmutzt die Luft, begünstigt Erosion und belastet die Erntearbeiter. Aber die Handerte braucht ohne Abbrand dreimal länger. Im Bioanbau ist das Abbrennen verboten, allerdings lässt sich der Erntevorgang auch gut mechanisieren. Die Blätter bleiben dann als Mulch auf den Feldern. Der bezahlte Preis für Biozucker lässt aber auch eine Handerte zu.

Heute bestehen viele Kooperativen in Argentinien, Brasilien, Costa Rica, Paraguay, Kolumbien, Kuba, der Dominikanischen Republik, Thailand, Indien und Madagaskar. Die schweizerische Pronatec beispielsweise kauft und importiert die Rohstoffe direkt von den Kooperativen und lässt sie verarbeiten. Ohne Zwischenhandel gelangen so die Bio/Fairtrade Produkte seit rund 40 Jahren zu den Verarbeitern und Läden.

### c) Konventioneller Zuckerrüben-Anbau

**Zuckerrüben sind eine heikle Kultur mit grösster Ertragserwartung.** Sie benötigen schwere bis mittelschwere, tiefgründige, nährstoffreiche, humose Böden mit guter Wasserführung und Durchlüftung. Ungeeignet sind vernässte, verdichtete Standorte oder steinige Böden. Die Rüben sind nicht selbstverträglich. Typische Fruchtfolge-Schaderegner sind: Wurzelbrand, Nematoden, Blattpilze, Erdschnaken, Rübenerdföhe und Schnecken. Zuckerrüben sind (nur) in getreidebetonten Fruchtfolgen wertvoll. Um gute Erträge zu erhalten, muss die Saat

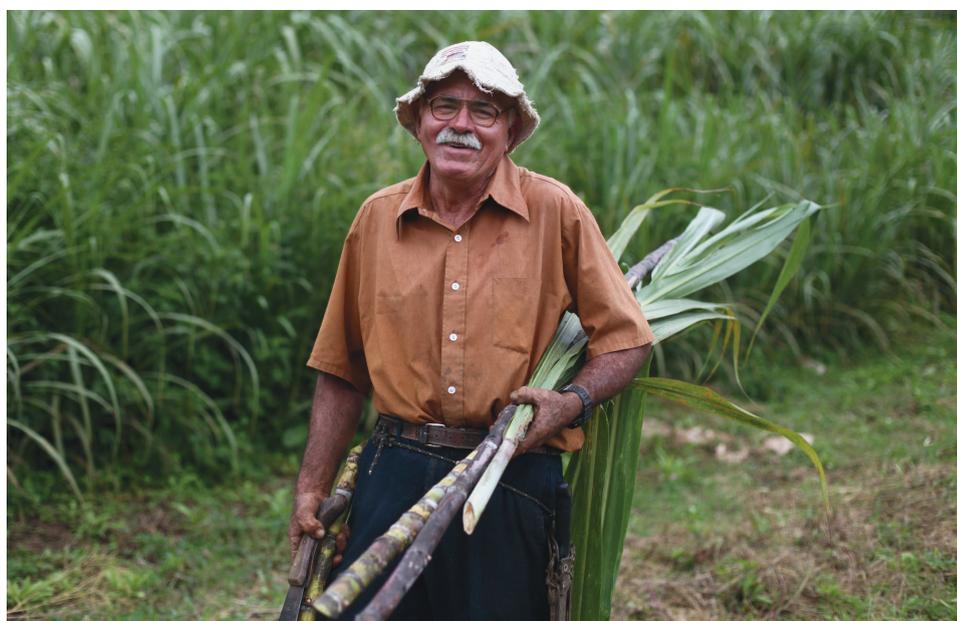
vor dem 10. April erfolgen. Anbau und Verarbeitung werden durch die Zuckerfabriken organisiert. Sie liefern auch das Saatgut: Hybriden, züchterisch einkeimig, pilliert mit Nährstoffen, Fungizid, Insektizid und Schutzschicht. Die Rüben haben einen sehr grossen Stoffwechselumsatz, aber auch ein hohes Nährstoffaneignungsvermögen. Der Stickstoffbedarf ist hoch. Der Pflanzenschutz übers Jahr ist aufwendig. Die Unkrautregulierung muss frühzeitig beginnen und ist im Kleinmengensplit bei jeder Unkrautgeneration bis zum Reihenschluss mehrmalig zu wiederholen. Die Kombination mechanischer und chemischer Bekämpfung hat in der Praxis keine Bedeutung mehr.

**Das Hauptproblem ist die Ernte:** zu festgesetzten Zeiten, spät im Jahr, mit 6-reihigen Grossvollerntern meist durch den Lohnunternehmer. Die selbstfahrenden Maschinen haben grosse Bunker. Ihr Gesamtgewicht ist mit demjenigen grosser Baumaschinen vergleichbar. Bei feuchtem Boden wird jedes Jahr auf vielen Äckern eine schwerwiegende Unterbodenverdichtung verursacht, die beinahe nicht zu beheben ist.

### d) Biologischer Zuckerrüben-Anbau

Bedingt durch die verstärkte Nachfrage nach «Labelzucker» werden seit etwa dem Jahr 2000 auch Bio-Zuckerrüben in der Schweiz produziert (in Deutschland seit den 1980er Jahren). Das Werk Frauenfeld der Zucker CH AG verarbeitet sie zu Bio-Kristallzucker. Die Anbaumenge in der Schweiz ist aber verschwindend klein: 2016 wurden auf 10,8 ha Vertragsfläche durch 7 Pflanzler 293 t Rüben produziert (geplant waren 823 t). Da diese kleine Menge die Maschinen nicht füllen kann, wurden zusätzlich 40'784 t von 80 Pflanzern aus Deutschland importiert und in Frauenfeld verarbeitet. Die ganze Biomenge beschäftigt die Fabrik nur die ersten Tage der Rübenkampagne. Auch in Deutschland selbst werden nur 0,3 % der Rübenäcker biologisch bewirtschaftet.

Wenn man den anspruchsvollen Anbau der Zuckerrüben, die vertragliche Abhängigkeit von der Industrie, die fehlenden Pflanzenschutzmassnahmen im Bio-Anbau und das Bodenschädigungspotenzial betrachtet, **so fragt man sich, was diese Kultur überhaupt im Biolandbau zu suchen hat.** Zudem ist die Unkrautregulierung nur mittels Handarbeit zu schaffen (80–330 Stunden pro



Dieser Zuckerrohrbauer auf Costa Rica verkauft über Max Havelaar:

Foto: James Rodríguez (mimundo.org)

ha). Auch der Ertrag, in guten Jahren ca. 60% des konventionellen Anbaus, spricht nicht unbedingt für den Bioanbau. Nur die erweiterte Fruchtfolge (gerade für umstellungswillige grosse Ackerbaubetriebe) kann anbauseitig für die Zuckerrübe sprechen, ist aber auch mit Lagergemüse oder Futtermittelbau zu haben.

### Verarbeitung

Die **Zuckerrüben** werden in der Fabrik gewaschen, zerkleinert und der Zucker mit heissem Wasser ausgewaschen. Dieser «Dünnsaft» wird von «Nichtzuckerstoffen» gereinigt und eingedampft, bis sich Kristalle bilden. Diese werden in Zentrifugen abgetrennt. Durch Umkristallisation erreicht man einen reinen Zucker, die Raffinade. Für die kontinuierliche Produktion und hohe Ausbeute sind einige Hilfsstoffe notwendig: Entschäumer, Flockungsmittel, Schwefelsäure und Soda zur pH-Einstellung, Kalkmilch zur Fällung, Natriumpolycarbonsäuren zur Belagsverhinderung an Verdampfern, Formalin zur Desinfektion, Isopropanol als Suspensionsmittel und Ammoniumhydrogensulfid als Bleichmittel. Für die Biozuckerproduktion werden natürliche Entschäumer (Öle) und keine Bleich- und Desinfektionsmittel eingesetzt. Die entzuckerten Rübenschnitzel können verfüttert werden.

**Zuckerrohr** wird für die Verarbeitung zerkleinert und der «Zuckersaft» anschliessend durch Pressung gewonnen. Dieser ist vergleichbar mit dem «Dünnsaft» aus der Zuckerrübenproduktion. Das faserige Restmaterial, die sogenannte Bagasse, wird als Brennstoff genutzt. Die weitere Verarbeitung ist vergleichbar mit den oben beschriebenen Verarbeitungsschritten.

### Qualität

Als nahezu chemisch reiner Stoff ist Kristallzucker von sehr uniformer Qualität. Er unterscheidet sich hauptsächlich durch die Farbe in Abstufungen von «golden» (Braun) bis zu weiss, je nach Raffinationsgrad. Der Fremdstoffanteil bleibt allerdings sehr klein (0,3 bis 1% für Roh-Rohrzucker). Die braune Farbe entsteht vor allem während des Wärmeprozesses. Brauner Zucker schmeckt anders, ist aber nicht «gesünder» als heller Zucker.

**Die einzige Ausnahme bildet Vollrohrzucker.** Dieser entsteht durch Eindampfen des Zuckerrohrsaftes, ist unraffiniert und enthält alle Mineralien und B-Vitamine des Zucker-



*Ein Acker nach der Rübenerte.*

Foto: Otto Ehrmann

rohrs. Dieser Zucker hat einen ausgeprägten Eigengeschmack und verklumpt schnell.

### Gesundheit

Das EDI schätzt die Kosten der nichtinfektiösen Krankheiten, wovon viele von Fehlernährung verursacht würden, auf 52 Mia. pro Jahr. Der Zuckerkonsum ist Teil der Ursachen. **Die Bevölkerung der Schweiz isst zu viel Zucker, durchschnittlich 52 kg pro Jahr**, davon 44 kg (ca. 120 g pro Tag) durch zugesetzten Zucker in Verarbeitungsprodukten. Das ist mehr als das Doppelte der WHO-Empfehlung.

### Klimabilanz

Eine Treibhausgas-Bilanz in der Schweiz gehandelter Zuckerprodukte zeigte: Der Bio-Rohrzucker schnitt ca. 40% besser ab als Bio- und IP Zucker aus Zuckerrüben (CH und D). Zum guten Resultat von Bio-Havelaar-Zucker tragen der einfachere Anbau, die Handarbeit und die Verwertung der Bagasse (CO<sub>2</sub>-freie Prozesswärme und Strom) wesentlich bei, und dies trotz der langen Schiffstransporte.

### Fazit

Auf die eingangs gestellten Fragen kann klar geantwortet werden: Aus ökologischen, entwicklungspolitischen und ökonomischen Gründen ist es geboten, die Rübenzuckerproduktion aufzugeben. Dies allerdings **nur, wenn die Schweiz einzig Bio-Fairtrade-Zucker aus Zuckerrohr importiert, um den Zuckerbedarf zu decken.** Zuckermanbau ist keine nationale Priorität. Zucker ist kein

Grundnahrungsmittel. Während das Bundesamt für Landwirtschaft den Zuckerrübenanbau mit Einzelkulturbeiträgen fördert, versucht das EDI mittels Zusammenarbeitsverträgen mit Handels- und Verarbeitungsbetrieben den Zuckerkonsum in der Schweiz zu senken. Die heutige Pflichtlagerhaltung reicht aus, um die Versorgungssicherheit auch bei komplettem Import sicherzustellen. Dass «Schweizer Zucker» so stark gefördert wird, hat vor allem mit der Landwirtschaftspolitik, der «Swissness»-Gesetzgebung und dem Trend zu «Regional-Labeln» zu tun. Doch deren Argumentation überzeugt nicht: Da nur 80% der Rohstoffe aus der Schweiz kommen müssen, sind die meisten «Regionalprodukte» auch mit Rohrzucker herstellbar. Welche Produkte bestehen aus mehr als 20% Zucker, die es wert sind, als «Öko-Regional-Produkte» in den Handel zu kommen? Z. B. bei Kräutierzucker kann man immer noch sagen: «Bio-Fairtrade-Zuckerbonbon mit Schweizer Kräutern». Und schliesslich, sobald der Selbstversorgungsgrad mit einem Rohstoff wie Zucker unter 20% sinkt, fällt jener nicht mehr unter diese Gesetzgebung. Und wenn durch den Wegfall des «Schweizer Kristallzuckers» **vermehrt Birnendicksaft und Honig eingesetzt wird, wäre auch das kein Unglück.** Die Schweiz ist reif für Bio-Fairtrade-Kooperationen mit Schwellenländern, in denen sehr grosse Bevölkerungsteile durch die grossindustrielle Plantagenwirtschaft arbeitslos und landlos geworden sind. Rohrzucker aus Kooperativen verschafft vielen ein gesichertes Einkommen. ●

# Gibt der Boden noch Halt?

**Jakob Weiss.** Diese Frage musste man sich stellen, als sich 2015 innert eines halben Jahres vier Bauern im Waadtland das Leben nahmen. Das kantonale Amt für Landwirtschaft zusammen mit der katholischen und reformierten Kirche bot daraufhin Hand, um einen Seelsorger anzustellen. Es kam in zwei weiteren Fällen zur Selbsttötung.

**In der agrarischen Politik und Öffentlichkeit weiss man nicht recht mit der schrecklichen Tatsache umzugehen.** Sie wurde instrumentalisiert, um mehr finanzielle Unterstützung für die Bauern zu verlangen. Auch der eingesetzte Pfarrer kommt auf das Geld zu sprechen, wenn er von den Hilfesuchenden berichtet, die er heute mit einer 50%-Stelle betreut. Pierre-André Schütz war selber Bauer und kennt die Probleme. Er sagt dann aber auch, und das scheint mir bemerkenswert, dass von den Bauern, mit denen er seelsorgerisch in Verbindung stehe, jeder Dritte den Betrieb gar nicht übernehmen wollte.<sup>1</sup> Mit eingefrorener Motivation wird die Überforderung beinahe zwangsläufig, nicht nur angesichts tiefer Absatzpreise und hoher administrativer Beanspruchung. «Die meisten sind sehr einsam in ihrer Arbeit, seit sie keine Angestellten mehr haben und die Frau auswärts dazuverdient», heisst es im erwähnten Bericht.

Zur Prävention weiterer Suizide wurde in der Waadt ein Netzwerk geschaffen. Das heisst: «Nun werden Tierärzte, Kontrolleure, Agrarhändler, Berater, Buchhalter darin geschult, Anzeichen für eine psychische Krise zu erkennen. Denn sie haben regelmässig mit den Bauern zu tun. Im Dezember fand der erste von fünf Kursen mit Psychiatern der Lausanner Uniklinik statt. Die Kurse waren sofort ausgebucht.»

Kann das die richtige Antwort sein? Leidet unsere Landwirtschaft an einem Mangel an psychologischer Teilnahme für ihre Bewirtschafter? In gewisser Hinsicht ja schon. Das Verständnis für das, was Arbeit mit dem Boden bedeutet, ist in der Bevölkerung gering.

Gar von seelischer Anteilnahme am natürlichen Geschehen kann kaum gesprochen werden. Aber sind es Psychiater, die aus einer universitären Position heraus die Landwirtschaft mit Hilfe von Kontrolleuren, Betriebsberatern, Händlern und Buchhaltern wieder ins Lot bringen können?

Abgesehen davon, dass das Weibliche in solchen Erörterungen beinahe verschwindet, kommt mir unwillkürlich in den Sinn, dass an anderen Forschungsstellen der Hochschulen daraufhin gearbeitet wird, **die Bauern durch Roboter und Drohnen zu ersetzen.** Zunehmend gehen Studien auch von der Annahme aus, Landwirtschaft sei per se schlecht – weil sie Boden beanspruche! Entsprechend lauten die Forschungsfragen immer häufiger: Was ist die umweltfreundliche Alternative zur Landwirtschaft, die zu viel Fläche (und andernorts auch zu viel Wasser) braucht? Ohne die vorgängige und entscheidende Frage beantwortet zu haben, weshalb die Landwirtschaft so schlecht geworden ist, wie sie heute weitgehend ist, lautet die Antwort: Bakterien! Bakterien, die im Labor «platzsparend und effektiver als Pflanzen oder Algen» beispielsweise den Atem von Astronauten wieder in «nahrhafte Proteine, Fette und Kohlenhydrate verwandeln können».<sup>2</sup> Oder aus Erdgas Fischmehl machen.

Ist solche Forschung angesichts der herrschenden Situation nicht einfach surreal, wie man früher gesagt hätte? **Die einen finden Landwirtschaft schlecht, weil sie Boden beansprucht, die andern, weil sie Arbeit verursacht. Und die meisten SteuerzahlerInnen finden, sie sei zu teuer.** Darf man sich vor diesem Hintergrund über Suizide von Bauern wundern? Solange einflussreiche Kräfte sich wünschen, eine Landwirtschaft ohne Bauern und ohne Boden zu verwirklichen? Und warum eigentlich wird die Kirche immer dann noch eingeschaltet, wenn es zu spät ist? Soll sie ausharrenden Bauern den Lebenssinn nachliefern, der

ihnen von der Gesellschaft abgesprochen und von Teilen der Wissenschaft geraubt wird?

**Es ist höchste Zeit, auf den Boden zurückzukehren: landwirtschaftlich, menschlich und wissenschaftlich.** Was die Theologie dazu beitragen kann, darüber berichten zwei Artikel in dieser Nummer. ●

## Die Schweizer Landwirtschaft stirbt leise

Jakob Weiss geht dem Absterben der ganzen Landwirtschaft nach. Er hat Artikel, die von ihm in Kultur und Politik erschienen sind, bearbeitet, mit weiteren Texten ergänzt und in den gesellschaftlichen Zusammenhang gestellt. Das **Buch** zeigt, dass wir nur mit einer Sprache, die dem Bäuerlichen gerecht wird, die landwirtschaftlichen Probleme lösen können.

Die Vernissage mit Podiumsdiskussion mit Wendy Peter (Biobäuerin), Ursina Eichenberger (ortoloco) und Hugo Caviola (sprachkompass) findet am 11. April in der Buchhandlung Sphères in der Hardtumstrasse 66 in Zürich statt. K+P-Abonnenten können ab 1. April das Buch mit 20% Rabatt beim Orell Füssli Verlag bestellen. ●



<sup>1</sup> Die Angaben stammen aus einem Bericht von «reformiert.», der evangelisch-reformierten Zeitung für die deutsche und rätoromanische Schweiz, Nr. 2.1, Februar 2017.

<sup>2</sup> Tages-Anzeiger, 16. 2. 2017: «Lust auf Labormilch?» Der Lead lautet: Lebensmittel müssen nicht auf dem Acker wachsen, glauben Forscher. Mit Mikroben lassen sich Proteine und Kohlehydrate in Industrieanlagen herstellen. Das hat Vorteile, doch die Akzeptanz ist ungewiss. (Die Ursprünge solcher Forschung gehen auf die Raumfahrt zurück und geniessen neue Popularität. Anm. jw)

# Aus Verantwortung für unsere Kinder und eine intakte Umwelt.

**HiPP**

Das Beste aus der Natur.  
Das Beste für die Natur.

Claus Hipp

Stefan Hipp

Was vor über 50 Jahren mit dem Bio-Anbau begann, wird in allen Bereichen des Unternehmens gelebt. Der sorgsame Umgang mit Umwelt und Ressourcen, ein respektvolles Miteinander und höchste Qualität sind Anforderungen, mit denen HiPP gewachsen ist und die untrennbar mit dem Namen HiPP verbunden sind. Mit sorgfältig hergestellten Produkten übernehmen wir die Verantwortung gegenüber unseren Kindern und der Umwelt, in der sie groß werden.

Dafür steht der Name HiPP und dafür stehe ich mit meinem Namen.

*Claus Hipp*

Die Zukunft mitgestalten im Einklang mit der Natur.

## Ressource Wasser



Senkung des Wasserverbrauchs um 70% in den letzten 20 Jahren durch technische Innovationen

## Nein zu Grüner Gentechnik



Aus ökologischen und ethischen Gründen und zur Erhaltung der biologischen Vielfalt

## Erneuerbare Energiequellen



Das langjährige Engagement für den Klimaschutz ist mit dem Deutschen Solarpreis 2011 ausgezeichnet worden.

## Klimafreundliche Produktion



CO<sub>2</sub>-neutrale Energiebilanz durch den Einsatz erneuerbarer Energien und Unterstützung weltweiter Klimaschutzprojekte

Mehr dazu unter [www.hipp.ch](http://www.hipp.ch)

1. JULI 2017 VON 13<sup>00</sup> UHR BIS 17<sup>00</sup> UHR

# Einladung zur Hauptversammlung im Burgrain

**Matin Köchli.** Die diesjährige Hauptversammlung des Bioforums Schweiz findet auf dem Areal der Agrovision Burgrain im luzernischen Alberswil statt. Da dieses Projekt nicht allen Leserinnen und Lesern von «Kultur und Politik» bekannt sein dürfte, hier eine Präsentation, die hoffentlich die Neugier vieler K+P-Abonnenten und damit auch Mitglieder des Bioforums zu wecken vermag.

Entstanden ist die Idee der Agrovision Burgrain, als der ehemalige Schulbetrieb der landwirtschaftlichen Schule Sursee vom Kanton Luzern zum Kauf angeboten wurde. In der Folge konnte die Liegenschaft von der Josef Müller Stiftung, die in Muri AG angesiedelt ist und sich dort vor allem im kulturellen Bereich engagiert, erworben und 2013 offiziell eröffnet werden. Ziel dieses Erwerbs war die auch in den Statuten dieser Stiftung verankerte Absicht, an einem Modell eine Landwirtschaft aufzuzeigen, die im Einklang mit der Natur und in engem Kontakt mit Konsumentinnen und Konsumenten nicht nur funktioniert, sondern auch lebt. Und zwar so, dass sie nachhaltig ökologischen, sozialen und kulturellen Ansprüchen zu genügen vermag. Die Umstellung auf einen Bio- Knospe- Betrieb war logische Folge dieser Überlegungen.

Der Betrieb Burgrain läuft nach wirtschaftlichen Vorgaben und mit Resultaten, die sich sehen lassen. Der Milchwirtschaftsbetrieb hat 70 Milchkühe auf 40 ha Land. Es gibt eine angeschlossene Käseerei, die inzwischen auch Milch von Zulieferbetrieben in der Umgebung verarbeitet, eine Fleischverarbeitung, die auf Regionalität und Originalität setzt, und eine Bäckerei, in der handwerkliches Bäckerkönnen neu entdeckt und zur Entfaltung gebracht wird. Dazu kommt die Bruteierproduktion mit zweimal fünfhundert Legehennen und ein grosszügiger Gemüsegarten. Alles zusammen eine glaubwürdige landwirtschaftliche Produktion, die nach anfänglicher Skepsis in der Umgebung auf immer mehr Anerkennung, ja Wertschätzung stösst. Weil die Agrovision Burgrain glaubwürdig einen Weg weist aus den Sackgassen, in die die konventionelle Landwirtschaft immer mehr geraten ist.

Nach einer Führung durch die vielfältige Agrovision Burgrain geniesst das Bioforum dieses Jahr Gastrecht im «Mathilde-Müller-Forum» für unsere Hauptversammlung. Die Traktanden werden per 1. Juni 2016 unter [bioforumschweiz.ch/agenda](http://bioforumschweiz.ch/agenda) aufgeschaltet und in der Ausgabe 2/2017 publiziert.

## Impressum

Kultur und Politik erscheint  
im 72. Jahrgang

Vierteljahreszeitschrift

Herausgeber ist das Bioforum Schweiz

### Geschäftsstelle:

Lukas van Puijenbroek  
Aebletenweg 32, 8706 Meilen  
Telefon 0041 (0)44 520 90 19  
[lukas.puijenbroek@bioforumschweiz.ch](mailto:lukas.puijenbroek@bioforumschweiz.ch)

**Redaktion:** Nikola Patzel, Wendy Peter  
[redaktion@bioforumschweiz.ch](mailto:redaktion@bioforumschweiz.ch)

### Redaktionskommission:

Christian Gamp, Sonja Korpeter,  
Nikola Patzel, Wendy Peter, Tina  
Siegenthaler, Jakob Weiss

**Gestaltung:** Lukas van Puijenbroek  
und Nikola Patzel

**Fotos:** Siehe Quellenangaben

### Inserate:

[inserate@bioforumschweiz.ch](mailto:inserate@bioforumschweiz.ch)

### Mitgliederbeitrag inklusive Abo:

SFr. 60 bis 100 / 50 bis 90 Euro  
Auslandsabo ohne Mitgliedschaft:  
40 Euro

**Druck:** Druckerei Schürch AG, Huttwil

**Redaktionsschluss** für K+P 2/17:  
15. Mai 2017

### Für aktuelle Infos:

[www.bioforumschweiz.ch](http://www.bioforumschweiz.ch)

P.P.  
CH-8706 Meilen  
DIE POST

Ich/wir werde/n Mitglied des Bioforums Schweiz.

Die Mitgliedschaft beinhaltet das vierteljährlich erscheinende «Kultur und Politik».

- Als Einzelmitglied für 60 Franken / 50 Euro im Jahr (oder Abo ohne Mitgliedschaft: 40 Euro).  
 Als Familie für 80 Franken / 70 Euro im Jahr.  
 Als Firma oder Institution für 100 Franken / 90 Euro im Jahr.

Vorname:

Nachname:

Strasse / Nr.:

PLZ / Wohnort:

E-Mail:

Unterschrift:

Wie haben Sie «Kultur und Politik» kennengelernt?

Bitte Talon ausschneiden und einsenden an:

Bioforum Schweiz, Lukas van Puijenbroek, Aebletenweg 32, CH-8706 Meilen